



Wie's daheim einst war

Bilder aus der Vergangenheit
der Stadt Pilschen

von

Otto Frik Glauer



Druck und Verlag Kreuzburger Nachrichten G. m. b. H., Kreuzburg O.S.

Wie's daheim einst war



Bilder
aus der Vergangenheit
der Stadt Pitschen

von

Otto Fritsch Glauer





930.26(438)+943.8 SL
: 930.85(438-201)

Glan
Wie
E 59

7359 „D“

Zum Geleit

Für die Geschichte der Stadt Pitschen hat sich schon vor 40 Jahren in der Person des Pastors prim. Koelling ein berufener Forscher gefunden, der alle verfügbaren Quellen mit unendlicher Mühe aufgedeckt und mit außerordentlichem Fleiß zusammengetragen hat. Wenn ich nun den Bürgern meiner Vaterstadt die vorliegenden „Bilder“ in die Hand gebe, so liegt es mir fern, mit der Chronik Koellings etwa in Konkurrenz treten zu wollen, und ebensowenig ist m. E. ein Vergleich zwischen beiden Büchern angängig, dazu sind sie von zu verschiedenen Gesichtspunkten abgefaßt. Während Koellings Geschichte nach den „Quellen“ bearbeitet ist, bemühen sich die „Bilder“, den trockenen Ton reinen Quellenmaterials möglichst zu vermeiden und diese oft eintönige und schwer verdauliche Kost dem Leser schmackhafter und interessanter zu machen und in buntere, wärmere Farben zu tauchen. Bei ihrer Bearbeitung bot, was ausdrücklich erwähnt werden soll, die Chronik Koellings mit ihrer überaus sorgfältigen Zusammenstellung von Auszügen aus den Archiven, von Urkunden und Daten sowie Notizen aus den Kirchenbüchern eine wertvolle Hilfe und wesentliche Erleichterung.

Die „Bilder“ erheben durchaus nicht den Anspruch, die Geschichtsforschung irgendwie zu fördern oder zu beeinflussen. Sie sollen lediglich dem Leser ein Bild von dem Werden und Wachsen der Stadt, vom Kommen und Gehen der Geschlechter, von ihrem Leben und Kämpfen, ihren Freuden und Leiden aufrollen. Bei der Fülle des Stoffes machte sich eine Beschränkung auf die ersten 500 Jahre des Bestehens der Stadt Pitschen notwendig, von ihren ersten Anfängen bis etwa zum Beginn der Schlesischen Kriege, also auf die Zeit der piastischen und habsburgischen Herrschaft. Die preußische Zeit soll in einem zweiten Band behandelt werden. Einige wenige Abschnitte allerdings wurden, um ihre Geschlossenheit nicht zu gefährden, bis in die Neuzeit fortgeführt.

In die Akten und Archive der Stadt Pitschen haben nun leider die zahlreichen Brände empfindliche Lücken gerissen. Wo deshalb die historischen Hilfsmittel fehlten, war ich zu Vergleichen und Kombinationen gezwungen, und es fanden sich da, wo ich anfangs ratlos vor einem Dickicht stand, gangbare Wege. Vieles

ließ sich nicht mit Sicherheit bestimmen, manches nur mit Wahrscheinlichkeit, und der strenge Kritiker wird vielleicht mancherlei an dem Buche aussetzen haben. Aber es soll ja, wie gesagt, kein historisches Werk sein, es ist nicht für den Fachmann, den Historiker, den Gelehrten, bestimmt, sondern für jedermann. Die „Bilder“ sollen und wollen ein Lesebuch sein, nach dem der Bürger an langen, heimlichen Winterabenden greift, um behaglich darin zu blättern; sie werden auch vielleicht dem Lehrer eine Handhabe bieten, um im heimatlichen Unterricht den geschichtlichen Sinn der Kinder zu wecken und wachzuhalten; sie möchten endlich den vielen Pitschenern, die in der Ferne weilen, eine Brücke zur alten Heimat schlagen helfen; vor allem aber sollen sie zeigen, daß unsere engere Heimat uralter deutscher Siedelungsboden ist, den unsere Vorfäter mit Schweiß und Blut gedüngt haben und den sie uns Nachfahren als ein heiliges Vermächtnis, das wir mit treuen Händen bewahren und mit tapferer Faust beschützen wollen, hinterlassen haben.

Eine angenehme Pflicht ist es mir, allen denen zu danken, die meiner Arbeit durch freundliche Unterstützung förderlich waren, vor allem den städtischen Körperschaften für die Bereitstellung von Mitteln zur Beschleunigung der Drucklegung. Besonders verpflichtet fühle ich mich Herrn Lehrer N a a b e, der mir sein sorgsam gesammeltes Material uneigennützig zur Verfügung stellte und mit Notizen, Zeichnungen und Literatur jederzeit bereitwilligst zur Hand ging.

Und so sende ich, der ich väterlicherseits seit 100 Jahren, mütterlicherseits seit 300 Jahren mit der Stadt Pitschen ver wachsen bin, die Bilder hinaus in der Hoffnung und mit dem Wunsche, daß sie dazu beitragen mögen, in den Herzen der Pitschener, der Jugend und dem Alter, die Liebe zur heimatlichen Scholle, in der ja die Liebe zum Vaterlande wurzelt, zu mehren und zu fördern und ihnen zu helfen, aus den Taten unserer Ahnen Kraft zu schöpfen für die Aufgaben der Gegenwart.

P i t s c h e n, im Christmond 1928.

Otto Fritz Glauer.



1. Heimatstraum

Auf dem Kreuzberg stand ich sinnend
Jüngst in stiller Abendstunde,
Ueber frühlingsbunte Fluren
Ging mein Blick weit in die Runde,
Und durch meine Seele zogen
Aus den längstverklungenen, alten,
Grauen Zeiten meiner Heimat
Bunte Bilder und Gestalten. —

Dichter Urwald, wild und düster,
Meilenweit umgrenzt die Lande,
Erika und Ginster wuchern
Auf der Heide braunem Sande.

Und wo sich am Horizonte
Grün der Prosna Ufer malen,
Kräuseln sich des Rauches Fahnen
Ueber Hütten der Wandalen.

Gelbes Jauchzen tönt herüber,
Lautes Bellen wilder Meute.
Heimwärts kehrt der frohe Jagdzug
Mit dem grimmen Ur als Beute. —

Und es steigt ein Bild, ein neues,
Mir herauf aus alten Tagen:
Fremde Völker ziehn und wandern
Durch das Land mit Roß und Wagen.

In die menschenleere Heide
Schiebt sich eine andre Rasse,
Eine arme und bedrückte,
Dunkelhaar'ge, leidensblasse.

Durch den Acker zieht der Holzpflug
Mühsam seine flachen Bahnen,
Harte Sklavenfäuste führen
Ihn im Dienst von Kastellanen.

In der Hütte haust der Kmete,
In der halbzerfall'nen, schlechten,
Und ein trüber Himmel wölbt sich
Ueber einem Volk von Knechten. —

Plötzlich dringen deutsche Lieder
Durch die Wildnis wie Fanfaren.
Hochgewach'sne, blonde Männer
Ziehn heran in hellen Scharen.

Blanke Beile freudig blitzen
In der Hand der Franken, Sachsen,
Und im Ru, mit Gassen, Straßen,
Seh' ich eine Stadt erwachsen.

Wogende Getreidefelder
Säumen sie statt wüster Heide,
Glatte Rinder, wiederkäuend,
Lagern auf der grünen Weide.

Deutsches Werkzeug hör' ich klingen,
Richtscheit, Stichel, Meißel, Kelle;
Starke Mauern, trug'ge Türme
Steigen auf mit Zauberschnelle.

Wall und Mauern überragen
Hohen Gotteshauses Hallen,
Und die Glocken hör' ich läuten,
Fromme Väter seh' ich wallen.

Und auf volksbelebtem Markte
Wogt ein fröhliches Gedränge,
Würdevolle Rats Herrn schreiten
Majestätisch durch die Menge. —

Wieder wandelt sich die Szene,
Seit're Bilder jäh erblassen.
Wildes Kriegsvolk kommt gezogen
Durch das Tal in dichten Massen.

Und ich höre Waffen klirren,
Blitzen seh' ich scharfe Speere,
Schlachtdrommeten rufen schmetternd
In den Kampf die Polenheere.

Hohe Flammensäulen lodern
Auf zum grauen Winterhimmel,
Durch die Straßen wälzt sich tobend
Kampfgewühl und Kriegsgetümmel.

Angstgeschrei und Rinderwimmern
Mischen sich mit wildem Fluchen
Der Kosaken und Tataren,
Die nach Kriegesbeute suchen.

Seinen letzten Heller rauben
Sie dem Bürger aus der Tasche,
Und die Stadt, verbrannt, geplündert,
Sinkt in Trümmer, Schutt und Asche. — — —

Milder Klang der Abendglocke
Weckte mich aus meinen Träumen,
Und ich seh' das Städtchen liegen
In dem Kranz von grünen Bäumen.

Friedlich lag es ausgebreitet,
Von der Dämm'ung zart umwoben,
Denn es hat aus Schutt und Asche
Kraftvoll wieder sich erhoben.

Um die alten Mauern spielte
Frühlingshauch und Maienwonne,
Und die hohen Türme glühten
Rot im Glanz der Abendsonne.

— — — —
Was ich auf dem Berge schaute,
Aus der Heimat frühern Tagen,
Hab' ich treulich aufgezeichnet
Und im Buche eingetragen.
Rehmt es hin mit off'nem Herzen,
Schlagt es auf mit ernstem Sinnen.
Mög' es helfen uns, die Heimat
Immer lieber noch gewinnen!
Neue Kraft zum Tageswerke
Weckt in uns sie immerdar,
Wenn wir wissen und verstehen,
Wie's daheim einst war!



2. Aus vorgeschichtlicher Zeit

(5000—500 v. Chr.)

Die Anwesenheit von Menschen in unserer schlesischen Heimat ist zum ersten Mal sicher in der mittleren Steinzeit (etwa 5000 v. Chr.), nachzuweisen. Die kolossalen Gletscher, welche vorher Schlesien bis zu einer Höhe von 300 Metern bedeckt hatten, waren im Laufe der Jahrtausende weiter nach Norden zu abgetaut und hatten ein fruchtbares Besiedelungsland freigegeben. Durch den Rückgang des Eises veränderte sich der Luftdruck, und es trat eine Periode vorherrschender Ostwinde ein, die aus den Steppenländern große Mengen Staub mit sich führten und hier als fruchtbarer Löß ablagerten. Nun waren die Bedingungen für eine Vegetation und Besiedelung gegeben, und es drangen von Süden, von der Donau her, zum ersten Male Menschen auf ihren Jagdstreifzügen in Oberschlesien ein. Sie benutzten Höhlen und überhängende Felsen als Obdach und bedienten sich der Felle als Kleidung. Ihre Waffen waren Keulen aus Baumästen, Lanzen mit Spitzen aus scharfen Knochensplintern und rohe Steinbeile. Sie beschlachten damit die Herden von Renttieren, wilden Pferden und Wisenten, die damals in den Urwäldern des schlesischen Landes hausten. Ob diese Jäger auch bis in den heutigen Kreis Kreuzburg vorgedrungen sind, läßt sich nicht sagen, da Funde aus der mittleren Steinzeit in unserer Gegend bisher nicht gemacht worden sind.

Später, in der jüngeren Steinzeit (5000—2000 v. Chr.), fertigten die Menschen aus hartem Feuerstein durch Schleifen mit Hilfe von Wasser schöne Hämmer, Aexte und Hacken, lebten in dorfartigen Niederlassungen und wohnten in eng beieinanderliegenden Gruben, die mit Lehm, Holz oder Rutengeflecht ausgekleidet und von Hütten überdacht waren. Nun vollzog sich allmählich der bedeutungsvolle Umschwung dieser Urbewohner vom Jäger zum Ackerbauer und Viehzüchter. Mit Holzpflügen, deren steinerne Pflugschare sich mehrfach erhalten haben, betrieben sie eine ausreichende Feldbestellung. Sie hielten Rinder, Schafe und Schweine als Haustiere, webten bereits grobe Stoffe, formten mit ihren primitiven Mitteln hübsche Gefäße aus Ton, säten den Samen eines Getreides aus und zermahlten die geernteten Körner zwischen flachen Steinen.

Aus der jüngeren Steinzeit sind in der Umgegend von Pitschen eine ganze Reihe von Siedelungen nachgewiesen, hauptsächlich an der Pratwa und Prosna. Die Menschen der Steinzeit bevorzugten bei Anlage ihrer Wohnstätten naturgemäß von Flußläufen durchrieselte Talsenken, deren höher gelegene Ränder ihnen Zuflucht bei Ueberschwemmungen boten. Da sie Ackerbau und Viehzucht trieben, mußte das gewählte Land anbaufähig sein und Weideflächen haben. Solche Weideflächen fanden sie in den Prosnawiesen, während die davor liegenden Anhöhen des Landrückens, an die das Hochwasser nicht heranreichte, bebaut werden konnten. Darum finden wir an der Prosna auf einer Strecke von 8 Kilometern, vom Pitschener Stadtwalde bis Kosta, eine Kette von Ansiedelungen aus der jüngeren Steinzeit: Am Färberloch in Kluczew, an der Badestelle östlich der Sandhäuser, sowie in Neudorf und Kosta. Die Funde bestanden in Feuersteinabspalten, Steinmessern und Steinägen. (Abb. 1)

Um das Jahr 2000 v. Chr. begannen die Bewohner unserer Heimat Werkzeuge und Waffen aus Metall herzustellen. Aus südlichen Gegenden (Italien, Griechenland, Ungarn) kam ihnen die Kenntnis des Bronzegusses, der Mischung von Kupfer und Zinn. Sie fertigten nun die Mehrzahl ihrer Waffen, Geräte und Schmucksachen aus Bronze, und man nennt diese Zeit deshalb die Bronzezeit (2000—700 v. Chr.). In der Steinzeit und der älteren Bronzezeit wurden die Toten in der sogenannten Höckerstellung begraben, die Knie sind an die Oberschenkel stark angezogen und die Hände vor und unter das Gesicht geschoben. In der jüngeren Bronzeperiode (um 1100 v. Chr.), ging man dazu über, die Toten zu verbrennen. Die Knochen und Aschenreste kamen in Tongefäße (Urnen), die auf besonderen Begräbnisplätzen in hochwasserfreien Gegenden beigesetzt wurden. Auf ein solches Urnengrab stieß man am Kreuzberge beim Chausseebau. Ein ebensolches fand man in Jaschkowiz an der Chausseebiegung hinter dem Gasthause. Ein drittes Brandgräberfeld, das unzählige Scherben und Gefäße enthielt, fand sich südlich der Goltkower Mühle. Große, ausgedehnte Brandgräberfelder wurden endlich in Birkenfeld und Neudorf entdeckt, woselbst auch amtliche Grabungen stattfanden. Die Ausbeute an Bronzeschmuck ist allerdings bisher im Kreise gering gewesen, man war offenbar bei dem Mangel an eingeführtem Metall mit der Beigabe von Bronzegegenständen recht sparsam. Dagegen enthielten diese Gräber Urnen, Nadeln und Armringe. Auf Grund dieser Funde sind in der Umgegend von Pitschen aus diesem Zeitabschnitt über zwanzig Siedlungen festgestellt worden. Auch diese lagen zumeist an der Prosna und Pratwa und ihren Zuflüssen. Ueber die Stammesangehörigkeit der Bronzezeitleute, die vor 3—4000 Jahren das Pitschener Gebiet bevölkerten, läßt sich Be-

stimmtes nicht sagen, doch waren es weder Slaven noch Germanen, sondern wahrscheinlich Stämme der illyrischen Bevölkerung, die damals Oesterreich und Ungarn bewohnte. (Abb. 2—4)

Schon in der Bronzezeit erfreuten sich die vorgermanischen Bewohner unsrer Heimat eines gewissen Wohlstandes. Dieser Wohlstand hielt auch zunächst in dem letzten großen Zeitabschnitt, der Eisenzeit (700 v. Chr. bis 400 n. Chr.) an. Aber das Eisen führte sich sehr langsam ein, denn es ließ sich in der Glut der damals nur bekannten Holzkohle nicht völlig, sondern nur zu einer dickflüssigen, breiigen Masse schmelzen, die erst geschmiedet werden mußte. Daher kommen Bronzesachen, ja sogar Steingeräte, auch noch in der Eisenzeit vor. Erst als die Kunst des Schmiedens gründlich verstanden wurde, verdrängte das Eisen nach und nach die Bronze, umsomehr, als sich ja Raseneisenerz häufig genug in den sumpfigen Geländen unserer Gegend vorfanden. In den ersten Jahrhunderten der Eisenzeit beschränkte man sich darauf, Schwerter und Messer, Lanzen- und Pfeilspitzen aus Eisen zu schmieden, viele Gegenstände, besonders Schmucksachen, wurden jedoch immer noch aus Bronze gefertigt. Auch aus dieser Periode sind viele Gräber in unserer Gegend aufgedeckt worden, so am Hegenberge bei Kluczw, bei Polanowiz, östlich von Birkenfeld, in Goltowiz zwischen Straße und Bahnstrecke und in Neudorf am Gatnyteich. Die Ausbeute bestand meist in Bronzegegeräten und Eisenstücken.



Bodenfunde in Pittschen und Umgegend.

1. Steinmesser ($\frac{1}{2}$ n. Gr.) aus der jüngeren Steinzeit um 2000 v. Chr., gefunden bei Neudorf.
2. Henkelgefäß ($\frac{1}{3}$ n. Gr.) aus der älteren Bronzezeit, 16—1400 v. Chr., gefunden in Proschlitz.
3. Doppelkonisches Gefäß ($\frac{1}{3}$ n. Gr.) aus der jüngeren Bronzezeit, 1200—1000 v. Chr., gefunden bei Neudorf. — 4. Bronzenadel ($\frac{2}{3}$ n. Gr.) aus der Übergangszeit von der Bronze zur Eisenzeit, 1000—700 v. Chr., gefunden bei Polanowiz. — 5. Schüssel ($\frac{1}{4}$ n. Gr.) aus der frühgermanischen Besiedelung, um 500 v. Chr., gefunden bei Proschlitz. — 6. Lanzenspitze ($\frac{2}{3}$ n. Gr.) aus der Wandalenzeit, 4. Jahrh. n. Chr., gefunden bei Neudorf. — 7. Schlaferring aus Bronze ($\frac{2}{3}$ nat. Gr.) aus der slavischen Zeit, 11—12. Jahrh. n. Chr., gefunden in Pittschen beim Abbruch des Hauses Lange Straße Nr. 128.

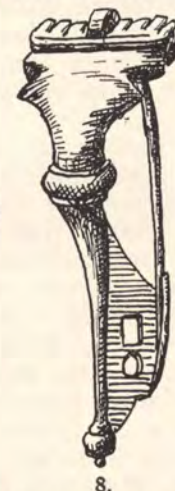
3. Die ersten Germanen in unserer Heimat

(500 v. Chr.—500 n. Chr.)

Im 5. Jahrhundert v. Chr. drangen von Süden her auf der alten Heerstraße von Oderberg die Kelten, ein indogermanischer Volksstamm, der von Ostfrankreich her über die Schweiz, Süddeutschland und Oesterreich nach Böhmen und Mähren gekommen war, in Schlesien ein. Sie legten ihre Toten unverbrannt in die Erde, aber nicht in Hockerstellung, sondern lang ausgestreckt, die Arme zu beiden Seiten des Körpers, den Kopf nach Norden. Daß dieser Stamm auch bis in unsere Gegend gekommen ist, beweist ein Fund von keltischen Münzen in Utschütz, der dort 1853 gemacht wurde. (Abb. 5)

Zu gleicher Zeit zeigt sich auf der rechten Oderseite ein anderer Volksstamm, der von Norden her aus Westpreußen durch Posen kommt und sich in Oberschlesien ausbreitet. Dieses Volk verwendet wieder Brandgräber bei der Bestattung der Toten. Die Asche der Verbrannten ist in den sogenannten Gesichturnen beigelegt. Diese Urnen sind unten bauchig erweitert, werden nach oben sehr eng, haben nahe der Oeffnung Augen, Ohren, Nase und Mund angebracht, so daß etwas wie ein menschliches Gesicht entsteht. Alle diese Aschenurnen fand man in einer Art Steinkistengräber, in einem viereckigen Hohlraum, um den 1½ Meter hoch Steine in der Erde aufgeschichtet waren. Diese Bestattungsart ist ein sicheres Kennzeichen der Germanen, und wir haben es hier also mit der ältesten germanischen Besiedelung Oberschlesiens zu tun. Bald verdrängten diese germanischen Stämme die Kelten, um so mehr und um so leichter, als sich um jene Zeit ein Klimawechsel in Oberschlesien vollzog, durch den die bis dahin vorherrschende trockenwarme Witterung nun feuchter wurde und die Jahrestemperatur um zwei Grad sank. Die aus dem rauheren Norden kommenden Germanen waren es nicht anders gewöhnt im Gegensatz zu den Kelten, die, aus wärmeren Ländern stammend, nun weichen mußten. Diese Verschiebungen vollzogen sich in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt, und es steht fest, was auch die Aufzeichnungen römischer und griechischer Geschichtsschreiber (Tacitus, Prokop, Plinius, Ptolemäus) bestätigen, daß Schlesien schon vor Christi Geburt von Germanen bewohnt war. Spätestens vom 1. Jahrhundert v. Chr. ist dann ganz Oberschlesien nach sicherem Beweis durch viele Funde jahrhundertlang rein germanisches Land. (Abb. 6)

Um das Jahr 100 v. Chr. nämlich begann die Besiedelung unserer Heimat durch die Wandalen oder Lugier, einen germanischen Stamm, der erwiesenermaßen von der Ostseeküste kam und für einige Jahrhunderte hier eine neue Heimat fand. Diese auf der Suche nach besseren Wohnsitzen befindlichen nordgermanischen Familien errichteten nun hier an Quellen und Bächen, Wiesen und Waldbläschen ihre kleinen, einräumigen Blockhäuser, die mit Stroh oder Schilf gedeckt wurden. Da die Volksstämme der vorchristlichen Zeit eine einmal als geeignet erkannte Wohnstelle immer wieder durch Jahrhunderte besiedelten, finden wir an der Prosna eine Reihe von Ansiedlungen aller Zeitstufen, sowohl aus der Steinzeit als auch aus der Bronze- und Eisenzeit. Auch die Wandalen bevorzugten bei Anlage ihrer Wohnstätten in der Umgegend von Pitschen die



Bronzefibel von Reinersdorf
aus der Wandalenzeit
n. Chr.

(1. Jahrhundert n. Chr.)

8.

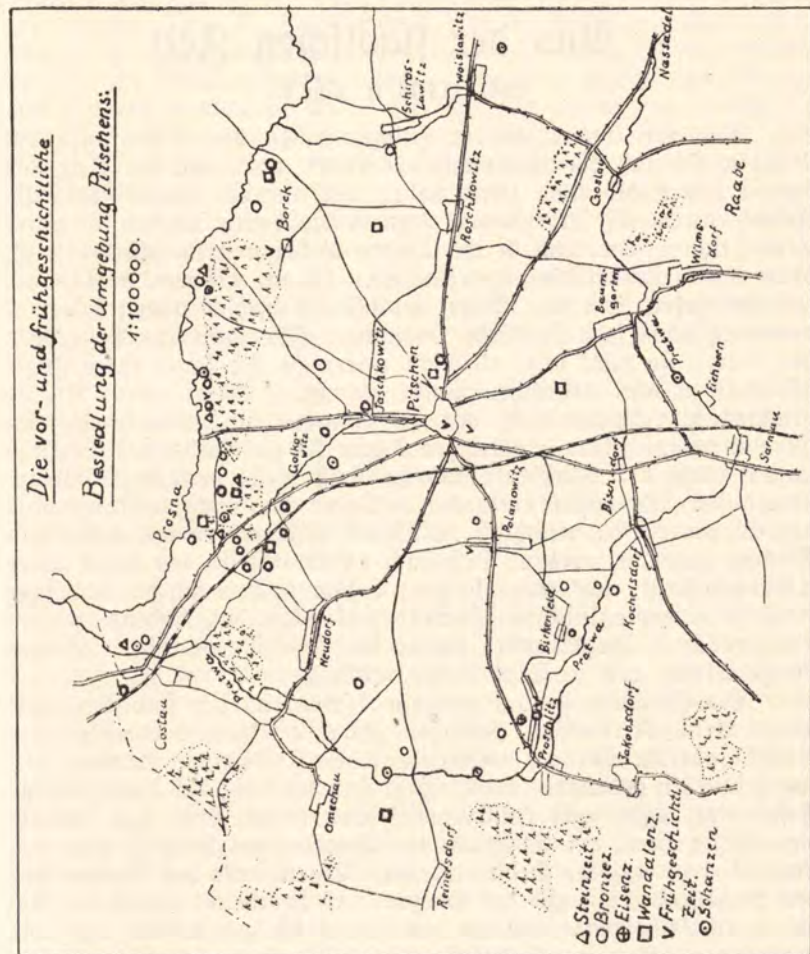
Flußläufe. So deuten Scherbenfunde darauf hin, daß wandalische Siedlungen in der Nähe der Mendzämühle bei Utschütz, am Wege zur Hanusamühle bei Borek, an der Goltowitzer Mühle bei Neudorf, an der Schwedenschanze in Kosta und in Langwiese bestanden haben. Auch am Kreuzberge fanden sich Spuren wandalischer Niederlassungen. Grabstätten der Wandalen sind bei Roschkowitz und Goltowitz, Neudorf und Reinersdorf aufgedeckt worden. In dem Roschkowitzer Grabe fand man vor ca. 30 Jahren Schwert und Trense, in dem Goltowitzer Grabe Lanzenspitzen. Das Neudorfer Grab enthielt zahlreiche Schüsseln, Lanzenspitzen und Gefäße, die im Neudorfer Schloß aufbewahrt werden. Im Jahre 1898 wurde nördlich von dem Reinersdorfer Vorwerk ein wandalisches Frauengrab aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. aufgedeckt. Man fand darin eine „Fibel“, die als Sicherheitsnadel, zugleich aber auch als Schmuck-

stück diente. Die vandalischen Frauen trugen nämlich gern Unter-
gewänder aus rotbemalter Leinwand und schnallten ihr Obergewand
mit einem Gürtel zusammen, den sie mit Schlüsseln und Toiletten-
gegenständen behängten. Am Halse wurde es durch die „Fibel“ zu-
sammengehalten. Die bei Reinersdorf gefundene Spange ist das
älteste derartige Stück. Ihr Bügel ist reich verziert. Sie besteht
aus Bronze und ist 6,5 Zentimeter lang. Dieser wertvolle Fund
wird im Altertumsmuseum zu Breslau aufbewahrt. (Abb. 8 u. 9)

Die Zeit der Völkerwanderung brachte auch unsere schlesischen
Wandalen in Bewegung. Sie gaben ihre Wohnsitze hier auf und
zogen nach Süden, bis sie in Nordafrika zugrunde gingen. Doch
blieben Reste dieses germanischen Volksstammes in der schlesischen
Heimat zurück, und langsam und vorsichtig schoben sich in die ver-
ödet und menschenarm gewordenen Landstriche dunkelhaarige Sla-
ven von Osten her. Die zurückgebliebenen Reste der Wandalen
konnten den eindringenden Slaven keinen Widerstand leisten; sie
vermischten sich vielmehr mit ihnen und gingen allmählich in ihnen
auf. —

Wir haben gesehen, welche reiche Geschichte sich bereit vor
Tausenden von Jahren in unserer Heimat abgespielt hat, und daß
diese jahrhundertlang altgermanischer Siedlungsboden war, ehe je
eines Polen oder anderen Slaven Fuß schlesische Gauen betrat.
Auch nach der Erkenntnis vorurteilsfreier polnischer Forscher ist
Oberschlesien nicht urpolnisches Land und hat nie zur Urheimat
der Polen gehört. So stellt Professor Antoniewicz in War-
schau in einer Tabelle „kultura wandalaska“ fest, daß in den ersten
Jahrhunderten nach Christi die alten Germanen als alleinige Be-
wohner des ober-schlesischen Landes lebten. Und Professor Dr. Ha-
daczek, Lemberg, schreibt in der Zeitschrift *Teka Konserwatorstwa*:
„In der Epoche der römischen Kaiserzeit (1—500 n. Chr.), gibt es
auf diesem Gebiet (Galizien, Westpolen, Ober- und Niederschlesien)
keinen Platz für die Slaven. Will man mit Gewalt hier schon in
so früher Zeit Slaven ansetzen, so müßte man angesichts der durch
die Gräber bewiesenen Kriegstüchtigkeit germanischer Stämme an-
nehmen, daß die Slaven die unterworfenen Unterschicht gebildet hät-
ten, die unter der Aufsicht germanischer Frauen zur Fronarbeit
verwandt worden wären.“

Schriftliche Urkunden besitzen wir freilich erst aus dem 13.
Jahrhundert; alles, was vordem geschah, hat die Forschung der Bo-
denfunde der letzten Jahre, die „Wissenschaft des Spätens“, ans
Licht gebracht und eine Geschichte vor uns aufgerollt, die weiter
zurückgreift als der Bau der ägyptischen Pyramiden. Sie hat aber
auch den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß Oberschlesien und
mit ihm unser Heimatkreis Kreuzburg nicht urpolnisches, sondern
urdeutsches Land ist.



4. Aus der slavischen Zeit

(600—1163 n. Chr.)

Von der Urzeit unserer Heimat haben die Bodensfunde ein Bild in ziemlich klaren Umrissen entrollt, aber von der Zeit, die darauf folgte, bis etwa 1200, haben wir nur ein ungewisses Bild. Frühestens im 6. Jahrhundert können die ersten Slaven in unser Land gelangt sein, doch ist ihr Einzug vielleicht noch später erfolgt, denn die bisher ältesten der slavischen Funde gehören bereits der frühchristlichen Zeit an. Diese slavischen Ansiedler lebten jahrhundertlang ohne feste staatliche Ordnung. Für politische Bestrebungen waren sie nicht reif; vielleicht waren sie sich kaum ihrer Zugehörigkeit zu dem polnischen Volke bewußt. Eine neue Kultur brachten die Slaven nicht mit, sie eigneten sich vielmehr die der Germanen an. Ihre Siedlungen legten sie gleichfalls mit Vorliebe in die Nähe der Flußläufe, wo sie meist Reste verlassener Wohnstätten der Wandalen vorfanden. Daher sind Scherbenfunde aus der Slavenszeit hauptsächlich in Borek, Kluczew, Sandhäuser und Neudorf gemacht worden. Daß auch an der Stelle, wo heute unser Städtchen liegt, eine solche slavische Siedlung, die sich um das Jahr 1000 zu einem polnischen Markttort entwickelt hat, bestand, zeigten die slavischen Skelettfunde, welche bei dem Neubau des Hauses Lange Straße 128 zu Tage traten. (Abb. 7)

Die Zustände in unsrer Heimat während der slavischen Zeit waren wenig erfreuliche. Zwischen Heide und Urwald lagen magere Aecker, spärliche Herden weideten auf den Feldern, in elenden Hütten hauste ein gedrücktes Volk. Hier und da erhob sich eine hölzerne Feste, eine sogenannte Kastellanei. Von dieser Feste aus schaltete ein adliger Herr, ein Kastellan, als Beamter des Herzogs über das Land, das in einzelne Gebiete zerfiel. Eigentümer des Bodens war der Herzog oder ein anderer Großer, und bearbeitet wurde der Boden durch leibeigenes Gesinde oder durch hörige Bauern, die noch immer den hölzernen Hackenpflug benützten und schwerem Boden aus dem Wege gingen. Weite Flächen lagen viele Jahre lang brach. Daß diese Zustände nicht geeignet waren, den Wohlstand des Landes zu fördern, liegt auf der Hand. Dazu kamen die fortwährenden Kriege zwischen Mähren, Böhmen und Polen.

Als sich im 8. und 9. Jahrhundert, nach der Völkerwanderung, drei große Slavenreiche gebildet hatten, nämlich das polnische, böhmische

und großmährische, hat Oberschlesien anfangs, und mit ihm auch Pitschen, zu letzterem gehört. Nach dem Untergange desselben mußte es, zwischen Böhmen und Polen liegend, einem von beiden zufallen und bildete in der Folge unaufhörlich Zankapfel zwischen diesen beiden Völkern, was nie ohne blutige Kriege und Verwüstungen abging. Im 10. Jahrhundert war es Böhmen unterworfen, und am Ausgange desselben fiel es Polen zu. Doch die räuberischen Einfälle der Böhmen dauerten fort. Von ihren Grenzfesten Wartha und Ramenz brachen sie oft in die schlesische Ebene ein, so daß die bedrohte Bevölkerung gezwungen war, zahlreiche Schanzen und Burgwälle zu errichten, um ihr geringes Gut, ihre armselige Habe, ihre Rinder- und Pferdeherden zu schützen. Im Volksmunde werden diese burgartigen Befestigungen gewöhnlich Schweden-, Tartaren- oder Heidenschanzen genannt, aber mit Schweden und Tartaren haben diese Wallburgen nichts zu tun. Vielleicht wurden sie später so genannt, weil die Erinnerung an den Einfall der Tataren oder an die Schwedenkriege sich am tiefsten in die Gemüter eingepreßt hatte.

Solcher Schwedenschanzen sind in Schlesien bereits über 300 gefunden worden. Sie waren kleine Festungen, palisadenartig ausgebaut, mit Toren, Türmen und Brücken versehen und von einem breiten und tiefen Wassergraben umgeben. Ueberreste von Schwedenschanzen finden wir bei uns im Kluczewer Walde am Spielplatz und an der Waldstelle Sygusch sowie südlich vom Goltzower Park und im Neudorfer Walde. Sie sind aber schon ziemlich verfallen und zum Teil auch abgegraben worden. Eine sehr gut erhaltene Schanze dagegen ist die bei Kostau, einige hundert Schritt nordöstlich von der katholischen Schule. Am rechten Ufer der Pratwa zeigt sich dort eine quadratische Erhebung mit abgerundeten Ecken, die unten eine Seitenlänge von ungefähr 20 Metern, oben eine solche von ca. 12 Metern hat. Sie ist 6—7 Meter hoch und von einem versumpften Graben umgeben. Die oben in der Schanze befindlichen Löcher sollen durch Grabungen im Jahre 1911—12 entstanden sein. An der Pratwa finden sich solche Wälle ferner noch zwischen Proschütz und Omechau und zwischen Baumgarten und Eichborn. Wer aber diese Schutzwälle errichtet hat, wann sie entstanden sind, ob in der slavischen Zeit oder schon Jahrhunderte vorher, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Die meisten stammen wohl aus der Slavenszeit, manche reichen allerdings bis in die Bronzezeit zurück, wie z. B. die Schwedenschanze von Oswitz. Als man nämlich dort während des Weltkrieges Schützengräben aufwarf, entdeckte man im Boden die Ueberreste einer einst durch Feuer zerstörten burgartigen Befestigung aus der Bronzezeit, ein Beweis dafür, daß derartige Schutzwälle bereits im 11. und 12. Jahrhundert v. Chr. vorhanden waren. Die größeren von ihnen dienten in

friedlichen Zeiten als Versammlungsplätze und in Zeiten der Not als Zufluchtstätten für Menschen und Vieh; die kleineren waren Sitze der Häuptlinge. Die Schanzen in der Umgegend von Pitschen lagen sämtlich am Wasser und Sumpf, und doch so, daß das Gelände vor ihnen weithin zu überblicken war. Sie waren also schon durch ihre Lage gegen plötzliche Ueberfälle gesichert. Was heute noch davon vorhanden ist, gibt uns jedoch nur einen schwachen Begriff von der Wichtigkeit der einstigen Festungswälle, die sich in ihrer ursprünglichen Anlage in weitem Bogen ausdehnten, durch Steine, Holz und Lehm befestigt und an ihrer Außenseite durch Palisadenzäune verstärkt waren. Solche Verschanzungen besaßen eine verhältnismäßig große Festigkeit, einen bei den damaligen Angriffsmitteln nicht zu verachtenden Verteidigungswert und waren wohl imstande, den dahinterliegenden Häusern und Ställen der Siedelungen Schutz zu bieten. Es ist anzunehmen, daß sich auch an die Schwedenschanzen unseres Waldes eine solche Siedelung angelehnt hat, deren Häuser sich bis auf die Kluczower Hügel erstreckten und deren Bewohner sich im Falle der Not mit Vieh und Vorräten in dem schützenden Wall vor dem unbarmherzigen Feinde bergen konnten. Das Schicksal dieser Siedelung war das gewöhnliche dieser leichtgebauten Hütten und Dörfer: Sie wurde durch Feuer vernichtet, die Bewohner wurden getötet oder verschleppt, die Asche verwehte, die Trümmer verrasteten, der stolze Grenzwall verfiel, und nur noch seine zusammengefunkenen Ueberreste erinnern heute an die heißen Kämpfe der Bewohner vor tausend und mehr Jahren. Doch haben auch nicht alle Schanzen als Bergungs- und Verteidigungsplätze gedient. Manche mögen harmloser Natur und Mittel zur Grenzbezeichnung gewesen sein, z. B. die Schanze zwischen Woislawitz und dem Nassadeler Berg. Wie schon deren Name sagt (Kopieł), war sie wohl als Grenzhügel gedacht. —

Gegen das Ende der Slavenzeit beginnt sich langsam der Schleier zu heben, und wir treten damit in die geschichtliche Zeit unserer Heimat ein.



5. Das Christentum in Oberschlesien

(1000—1200.)

Die germanischen Urbewohner unsrer Heimat waren natürlich Heiden. Heiden waren auch die eingewanderten Slaven. Aber über die Art des slavischen Gözendienstes wissen wir wenig Sicheres; auch darüber, wann das Evangelium nach Oberschlesien gekommen ist, fehlen uns bestimmte Anhaltspunkte. Von Tempeln ist aus dieser Zeit nichts erhalten. Wenn es solche gegeben hat, und das ist doch wohl anzunehmen, so waren es einfache Holzhäuser, nicht viel höher als die armseligen Hütten der slavischen Bewohner. Darin stand ein roh gezimmertes und bunt bemaltes Gözenbild, dem Feldfrüchte und Tiere, vielleicht, wenn Krankheit und Tod in der Gemeinde wüteten, auch Menschen geopfert wurden. Diese heidnischen Tempel waren stets auf Hügeln errichtet, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch auf den Höhen in der Umgegend Pitschens, auf dem Kreuzberg oder dem Bauernberg bei Dmehau, solch heidnische Opferfeuer rauchten, als das Land westlich der Elbe schon lange christlich war.

Die ersten christlichen Glaubensboten kamen jedenfalls erst im zehnten Jahrhundert aus Böhmen herüber. Es waren Mönche aus den mittel- und süddeutschen Klöstern, die das Evangelium zuerst in den heutigen Kreis Leobschütz und dann weiter ins schlesische Land trugen.

Die Polen waren damals noch kein Staat, sondern lebten in Sippen nebeneinander. Erst später wurden sie von dem Normannen Miesko I. zu einem einheitlichen Reiche zusammengeschlossen. Von Miesko berichtet die Sage: Er war blind geboren, führte aber ein kraftvolles Regiment und nahm sieben Frauen, von denen ihm indes keine den erwarteten Nachfolger gebär. Da ehelichte er auf den Rat eines christlichen Glaubensboten eine Christin, die schöne Dambrowka, eine Enkelin des Bratislaw von Böhmen, auf deren Verlangen er sich aber erst taufen lassen mußte. Das geschah im Jahre 965. Als das Taufwasser ihn benetzte, wurde er plötzlich sehend. Das erschütterte ihn so, daß er beschloß, das Christentum auch in seinem Lande überall einzuführen.

Seitdem kamen Verkünder des Evangeliums auch von Osten her nach Oberschlesien. Der Gözendienst wurde unterdrückt, und die Toten der Slaven sollten nun nicht mehr verbrannt, sondern

nach christlicher Weise bestattet werden. Aber das Christentum muß den Bewohnern des jungen Polenlandes nicht allzu tief ins Herz gedrungen sein. Auch der Sohn und Nachfolger des Miesko, der Herzog Boleslaw der Tapfere, war seinen Untertanen ein schlechtes Beispiel. Er war, um sich die Alleinherrschaft zu sichern, sehr grausam gegen Verwandte, grausam wurden auch die Uebertretungen der kirchlichen Gebote bestraft. Das weckte Groll und Haß gegen das Christentum. Nach dem Tode Boleslaws flammte dieser Haß von neuem auf. Die Kirchen wurden verbrannt, die Priester getötet oder verjagt, und das Christentum verschwand fast ganz aus Oberschlesien.

Aber bald erhoben sich wiederum Gotteshäuser in unserem Heimatlande. Der Pfaffenherzog Boleslaw III. setzte nämlich einen begüterten Edelmann Schlesiens, den Grafen Peter Wlast, als Statthalter über das schlesische Land. Dieser war nicht nur ein tapferer und kluger, sondern auch ein frommer Herr. Er erkannte wohl, welcher Segen vom Christentum ausging und rief deshalb Augustinermönche aus Flandern ins Land. Es ist bezeichnend, daß dieser mit außergewöhnlicher Tatkraft begabte Statthalter nach den neuesten Forschungen nicht, wie man bisher annahm, ein Pole, sondern, gleich dem Gründer des Polenreiches, ein Normanne war. Die Ausbreitung des Christentums lag ihm sehr am Herzen, und er soll, wie das schlesische Volk erzählt, 77 Kirchen in Schlesien errichtet haben.

Nun faßte das Christentum festen Fuß in den schlesischen Gauen. Es drang allmählich bis in unsere Gegend, die Götzenbilder wurden verbrannt, die Altäre gestürzt, und am Ausgange des 12. Jahrhunderts war der Sieg des Kreuzes von Golgatha zwischen Prosna und Pratwa entschieden.



6. Die Bresfeka

(um 1200.)

„Zwischen Schlesien und Polen, da, wo der kleine Bach Prosna die Länder scheidet, ragte im frühen Mittelalter ein unwegsamer Grenzwald. Er war mit seinem Sumpfgrund und den Verhauen, die darin angelegt wurden, der Landeschutz gegen feindliche Einfälle.“ So schildert Gustav Freytag die Bresfeka in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“. Dieser Grenzwald zog sich von der Bunzlauer Heide am Gebirge entlang über Camenz, Reichenstein und Patzschkau hin und führte vom Paß von Ramsau die Reise abwärts und jenseits der Oder am Stober hinauf bis ins Kreuzburger und Pitschener Gebiet. Neunhundert bis tausend Kilometer lang war dieser kolossale Waldgürtel, der bei Wartha und den Gütern des Klosters Heinrichau eine Breite von acht Kilometern, im Ramslauer und Pitschener Gebiet eine Breite von dreißig Kilometern hatte.

Da ragten jahrhundertalte Fichten, Tannen und Eichen im dichtesten Gewirr und Gewühl, einen lebenden Zaun, eine undurchdringliche Mauer bildend, die der Fuß auch des kühnsten Jägers in ihrer ganzen Breite nicht zu durchqueren vermochte. Nach dem Gründungsbuch des Klosters Heinrichau führte dieser gewaltige Urwald in alten Zeiten und in der Mitte des 13. Jahrhunderts um das ganze Land Schlesien (terra Slesie) herum. Mit dem „ganzen Land Schlesien“ ist aber sicher nicht das heutige Schlesien gemeint, sondern nur der Teil westlich von der Glager Reise und dem Stober, so daß wir uns unter dem Grenzhag eine Scheide zwischen dem jetzigen Ober- und Niederschlesien denken müssen. In unserer Gegend schied er jedenfalls, wie aus einer Urkunde im Archiv des Domkapitels zu Breslau hervorgeht, das Pitschener von dem Ramslauer Gebiet. Es heißt darin: „Der ganze Pitschener Bezirk ist von alters her scharf begrenzt. Auf der einen Seite wird Pitschen vom Ramslauer Gebiet dadurch begrenzt, daß sich ein Wald erstreckt, der im Volksmunde Bresfeka genannt wird, auf den andern Seiten wird es durch seine Grenzpfähle von den Herzogtümern Krakau und Großpolen getrennt.“

Zwischen der Bresfeka und dem Waldgebiet des Stober dehnte sich, von den Sümpfen der Pratwa unterbrochen, meilenweit wüste Heide, in der zahlreiche Herden von Wildschweinen hausten, die in

den Waldsümpfen ihr Lager hatten. Elentiere mit ihrem schaufelförmigen Geweih bahnten sich ihren Weg durch die Kiefernwaldungen, und tausende von Vibern bauten unbehelligt ihre kunstvollen Wohnungen auf den Anschwemmungen von Sand und Kies, die mit Schlammerte überzogen und mit Weidicht bewachsen waren und lenkten den Lauf der Bäche nach ihrem Belieben durch Anlegen von viele Meter langen Dämmen. Ueber den zahlreichen Teichen, welche von der Pratwa und ihren Zuflüssen damals gebildet wurden, schwebten Fischadler und Jagdfalke, und in der sonnigeren Heide suchten die Bienen ihre Nahrung und verwandelten sie in hohlen Baumstämmen, dem braunen Bär zum Ergögen, in süßen Heidehonig.

Der Grenzwald wurde von den Deutschen, weil sich vor ihm ein niederes Gebüsch ausbreitete, „Hag“, von den Slaven „Preseka“ genannt. Die Deutung dieses polnischen Namens ist verschieden; er ist jedenfalls von „siekac“ (hauen) abgeleitet und bedeutet Durchhau, Durchschlag. Lateinisch lautet er „Persica“. Nach Koelling, Geschichte der Stadt Pittsch, müßte es besser „Proseca“, d. i. Verhau, Borhau heißen, weil zwischen stehen gelassenen Bäumen gefällt Stämme aufgeschichtet waren, um einen schützenden Verhau herzustellen. Gustav Freytag dagegen legt dem polnischen Wort Preseka das gothische Wort „brisaipwa“ zu Grunde.

Auch über die Entstehungszeit der Preseka sind die Meinungen der Historiker geteilt. Nach der einzigen schlesischen Geschichtsquelle, die dafür in Frage kommt, dem Gründungsbuch des Klosters Heinrichau, ist die Entstehung dieses Schutzwaldes in die Zeit der alten Herzöge, also etwa um den Beginn des 13. Jahrhunderts zu setzen. Dagegen führt Gustav Freytag in seiner Abhandlung „Deutsche Ansiedler im schlesischen Grenzwald“ vom Jahre 1871 den Ursprung des schlesischen Bannwaldes auf die ältesten deutschen Bewohner Schlesiens, die Wandalen, zurück. Auch in einem Briefe an C. Grünhagen vom 4. Februar 1874 schreibt er: „Der Zaun ist germanischen Ursprungs, und das Brudervolk der Wandalen, die Burgunder, haben ihn nach der Abwanderung ebenso um Basel und den Elsaß gezogen, die Feste Pittsch und unser Pittsch sind alte Verwandte.“ Jedoch hat Gustav Freytag später diese seine Ansicht fallen lassen. Jedenfalls war es schon in den ältesten Zeiten verbreitete Sitte der Völker, sich vor feindlichen Angriffen hauptsächlich durch Verhaue und Unwegsamachen der Zugänge zu schützen. Wir wollen uns daher mit der Tatsache begnügen, daß die Preseka in der Zeit, als sich Schlesien von Polen trennte, bestanden hat.

Dieser Grenzwald mußte durch das gesamte Volk wehrhaft erhalten werden und wurde um das Jahr 1200 aufs Neue ver-

wurzelt und verankert. Bäume wurden oben angehauen und zur Erde gebogen. Ueber und neben den so verstümmelten Bäumen wuchsen jüngere ungestört auf, an den wenigen Uebergängen wurden mächtige Verhaue und Baumverschanzungen angelegt. Es war aufs strengste verboten, im Bannwalde Bäume zu fällen oder Siedelungen anzulegen, und schwere Strafe traf den Frevler, der dies Verbot übertrat. „Die alten Herzöge erlaubten niemandem und in keinem Falle, in der Preseka Holz zu schlagen, und das ist der Grund, warum damals nicht weiter vermessen wurde als bis zur Grenze der Preseka.“¹⁾ So bildete der Grenzwald mit seinem sumpfigen Grunde ein fast undurchdringliches Hindernis für die Reiterei. Bei Heeresfahrten war ein Zug durch denselben immer ein gefährliches Wagnis. Nicht nur die Unterhaltung des Heeres in der Wildnis, sondern auch das langsame Vorwärtskommen infolge Lichtens mit der Art und die schwierige Abwehr plötzlicher Angriffe bereiteten ungeheuerliche Anstrengungen. Als Boleslaw III. im Jahre 1110 drei Tage und drei Nächte an der Landeshuter Pforte durch die Preseka nach Böhmen zog, sagte der Chronist, daß dieser Durchzug mehr als Hannibals Uebergang über die Alpen zu preisen sei.²⁾

Aber schon ein Menschenalter danach (um 1300) hatte die Waldmauer viel von ihrer Bedeutung als Schutzgebiet verloren. Wasser, Wind, Insekten rissen Lücken in den Wald, und durch die deutsche Besiedelung Schlesiens wurde auch der Grenzwald vielfach gelichtet. Er hatte seine strategische Bedeutung eingebüßt und galt für ein altes Werk, das nicht mehr notwendig sei. Der Bann und die Schonung wurden gering geachtet, die Heidler der Umgegend errichteten ihre Hütten in den Lichtungen und sammelten den wilden Honig. Die benachbarten Grundbesitzer setzten eigenmächtig ihre Marksteine hinein und sandten ihre Holzfäller zum Ausroden, und die Siedler, welche zunächst nur die wüsten Heiden, die dem Bannwald vorgelagert waren, bevölkert hatten, trugen später den Brand und die Art in die Wälder. Das Gründungsbuch des Klosters Heinrichau erzählt darüber: „Nach dem Heideneinfall (1241) riß jeder Ritter an sich, was und wieviel er wollte. Als aber die Siedler und Holzfäller sich mehrten, hieß der Scholze die Bauern quer durch den Hag den Wald schlagen. Als der Scholze darob vom Abte zur Rede gestellt wurde, antwortete er: „Herr, ich habe es gemacht, wie alle Ritter rundumher, die ein Erbe an der Preseka haben.“

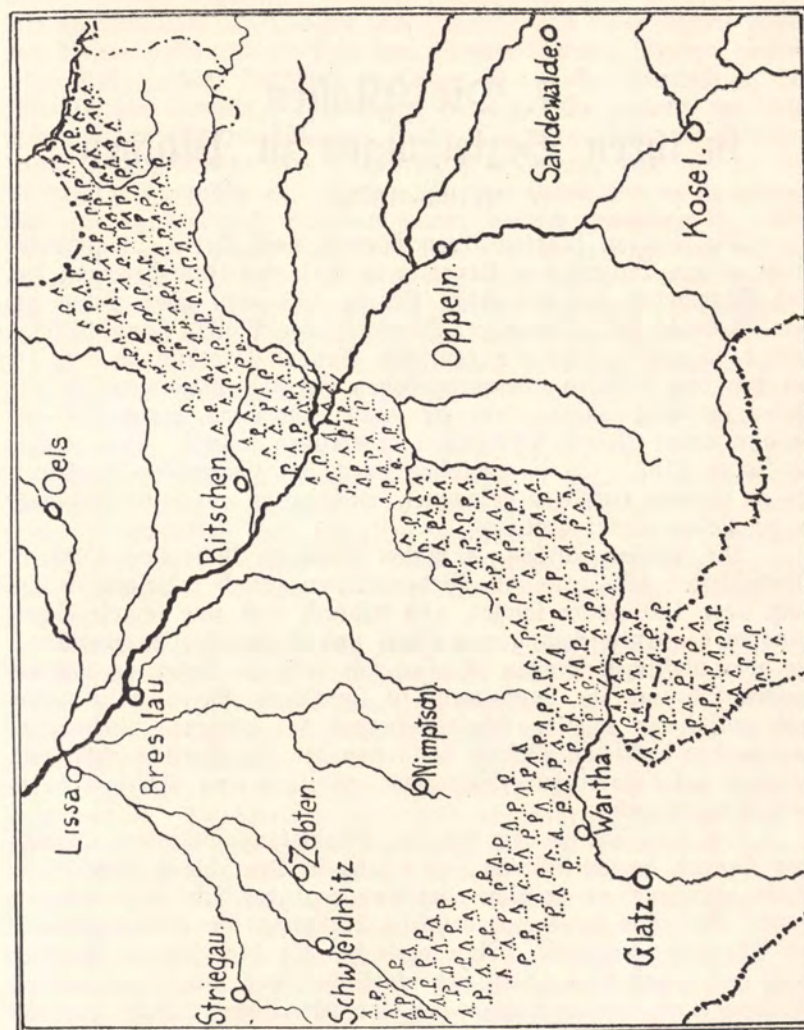
Zwar bestand der Bannwald noch ein bis zwei Jahrhunderte als natürliche Schutzmauer des schlesischen Landes, und Kaiser Karl IV. gelobte noch 1356, im Gebiet der Preseka keine Dörfer

¹⁾ Brettschneider: Gründungsbuch des Klosters Heinrichau, pag. 52.

²⁾ Schremmer: Besiedelung Schlesiens und der Oberlausitz, pag. 6.

zu gründen: „Wir geloben, daß wir nicht sollen noch wollen alle Forsten, Wälder und Gebirge von uns und unser Gewalt entfremden, sondern sie lassen und behalten in allem ihrem Wesen und Würden, und wollen sie nicht lassen ausroden, zu Dörfern zu machen.“¹⁾ Aber die deutschen Siedler mit ihren geeigneten Werkzeugen, ihrem Trieb zu selbständiger Arbeit und ihrem freien Recht drangen unaufhaltsam auch in die dunkelste Wildnis. Die Presfeka hatte ihren Zweck erfüllt und mußte weichen. Da waren auch in dem Grenzwalde zwischen Namslau und Pitschen die Tage der Baumriesen gezählt, und frachend brachen sie unter den Äxten der Deutschen zusammen. Licht und Luft trank der befreite Boden, und der erdballbezwingende Pflug schaffte auch hier neues Kulturland, wo dereinst die Presfeka in erhabener Majestät gerauscht hatte. (Abb. 10)

¹⁾ Kricke: Schlesische Quellen, I. 4.



Die Presfeka und die schlesischen Landeshutten oder Castellaneien
(1050—1250)

7. Die Piaſten in ihren Beziehungen zu Piſſchen

(1163—1675.)

Die Piaſten führten ihren Namen nach ihrem Stammvater Piaſt, einem Bauern aus Kruswig in Ruſſavien (dem heutigen Bezirk Bromberg), der als erſter Herzog 840—890 über Polen geherrscht haben ſoll. Unter der Herrſchaft der Piaſten ſtand Piſſchen von 1163—1675, und ein deutſcher Kaiſer, Friedrich I., war es, der den drei Söhnen des vertriebenen Herzogs Wladislaw II. von Polen ihr rechtmäßiges Erbe, das ſchleſiſche Land, verſchaffte, das ſie nun unter Polens Oberhoheit beherrschen ſollten. Das geſchah im Jahre 1163. So iſt Schleſien durch das Eingreifen Barbaroſſas zu eigenen Herzögen gekommen, nachdem es nur etwa 150 Jahre zu Polen gehört hatte.

Die Piaſten ſtarben in Polen 1370, in Maſowien 1526, in Oberſchleſien 1552 aus, in Niederſchleſien jedoch erhielten ſie ſich noch über 120 Jahre länger, und dadurch trat eine ſcharfe Scheidung in der Entwicklung von Ober- und Niederſchleſien ein. Denn die oberſchleſiſchen Piaſten ſchloſſen ſich mehr an Polen an und erhielten ſich und ihr Land mehr in ſlawiſchem Weſen. Umſomehr und umſolieber lehnten ſich die Herren des größeren Niederſchleſien an den deutſchen Weſten, heirateten deutſche Fürſtentöchter und befaßen bald Familienverbindungen, Einfluß und Anſehen durch ganz Deutſchland.

Die drei Söhne des Herzogs Wladislaw, Boleslaw, Mieſko und Konrad, hatten ſiebzehn Jahre lang in Deutſchland Gaſtfreundſchaft genoſſen und deutſche Art und deutſches Weſen kennen gelernt. Boleslaw hatte eine deutſche Edeldame, die Pfalzgraſentochter Adelheid, geheiratet. Nun verließen die drei Brüder Deutſchland und zogen nach Oſten ins ſchleſiſche Land mit ſeinen großen Wäldern und weiten Heiden, um ihr väterliches Erbteil anzutreten. Aber auch unter dieſen Brüdern entſtand Zwiſt und Streit. Erſt als Konrad kinderlos geſtorben war, einigten ſich die beiden älteren Brüder dahin, daß Boleslaw, genannt der Lange, Breslau, Liegnitz, Glogau, Kreuzburg und Piſſchen, Kroſſen und Leubus erhielt, Mieſko aber Oppeln, Ratibor, Teſchen, Beuthen und Pleß. So iſt Mieſko der Stammvater ſämtlicher oberſchleſiſcher, Boleslaw

der Stammvater ſämtlicher niederſchleſiſcher Piaſten geworden. Ferner iſt durch dieſe Teilung die Unterſcheidung von Ober- und Niederſchleſien angebahnt worden. Kreuzburg und Piſſchen fielen alſo an Boleslaw den Langen von Breslau, und beide Städte haben von dieſem Zeitpunkt an ſtets den niederſchleſiſchen Piaſten gehört.

Auf Herzog Boleslaw I. folgte ſein Sohn Heinrich I., der Bärtige, der Gemahl der Heiligen Hedwig. Er regierte im ſchleſiſchen Lande als unabhängiger Herr. Es gelang ihm, die Grenzen ſeiner Macht bis zu den Sümpfen der Warthe und bis an die Tatraberge auszudehnen. Dieſem Fürſten haben wir es hauptſächlich zu danken, daß Schleſien wieder deutſch geworden iſt. Wie ſein Vater war er von einer deutſchen Mutter geboren und mit einer Deutſchen vermählt. Deutſch war ſein Hofſtaat, deutſche Ritter und deutſche Spielleute waren in der Breslauer Herzogsburg gern geſehene Gäſte, deutſche Sprache und Sitte wurden dort gepflegt. Deſhalb zog ſich ein zahlreicher deutſcher Ritterſtand in die ſchleſiſche Landſchaft, ſeine Herren und abenteuerliche Geſellen. Aus den deutſchen Höglingen und Bettern wurden ſchnell ſchleſiſche Grundbeſitzer. So wuchſen auch Heinrichs Kinder als Deutſche auf, und die niederſchleſiſchen Piaſten waren ſeitdem ein deutſches Geſchlecht. Herzog Heinrich I. hat auch große Mengen von Deutſchen als Anſiedler nach Schleſien gerufen, damit ſie hier deutſche Dörfer und Städte gründeten. Auch Piſſchen, das damals als polniſche Siedelung beſtand, iſt unter ihm eine deutſche Stadt geworden.

Einer ſeiner Nachfolger, Heinrich IV., ein Fürſt von ſeltenen Geiſtesgaben und großer Energie, wurde vom Biſchof in den Bann getan, weil er „Geiſtliche gefangen gehalten, in einer Sakriſtei Schränke mit bewaffneter Hand erbrochen und den Zehnten in Biſſina (Piſſchen) erhoben hatte.“ Die Beſitzverhältniſſe in Piſſchen und Umgegend waren damals nicht geklärt und häufigen Wechſel unterworfen. Es herrſchte dieſerhalb ein jahrzehntelanger Streit zwiſchen Herzog und Biſchof, da jeder ſich die Einnahmen ſichern wollte, der Herzog als ſtaatliche Gewalt, die Kirche als geiſtliche Gewalt. Der päpſtliche Legat Biſchof von Ferno hatte zwar als Schiedsrichter 1282 die Anſprüche des Biſchofs Thomas von Breslau auf die Einkünfte von Piſſchen als berechtigt erklärt und die ſogenannten Zehnten (von jedem Beſitzer ein Malter Drei- oder Vierkorn, d. h. dreierlei oder viererlei Getreide) beſonders hervorgehoben. Dagegen war von dem nach altem Herkommen zuſtändigen Gericht der Barone der Biſchof wiederholt verurteilt worden. Herzog Heinrich erhob daraufhin die ihm rechtlich zuſtehenden Zinſen und Gefälle in Piſſchen und wurde deſhalb vom Biſchof „beſchuldigt, beklagt und in den Bann getan“. Der damalige Pfarer Hartung von Piſſchen beachtete jedoch dieſen Bannſpruch ge-

gen den Herzog nicht und wurde 1286 nach vorheriger Verwarnung selbst mit dem großen Bann belegt. In der Besitzklärung der Breslauer Kirche durch Papst Innocenz IV. wird Pitschen weder als bischöflich noch als zehntpflichtig genannt.

Nach Heinrichs IV. Tode fielen „Ramsel, Berolstadt, Olesniz, Kreuzburg, Büttschin, Cunstadt und Landsberg“ an Glogau und hierauf an Herzog Konrad von Oels. Boleslaw III. von Brieg entriß jedoch dem Herzog Konrad die Städte Ramslau, Kreuzburg, Pitschen, Landsberg und Boleslawice und richtete ihn so zu Grunde, daß er auf seinem letzten Pferde, in einen leinenen Mantel gehüllt, einherritt. So ist Pitschen im Jahre 1323 durch Kampf an Brieg¹⁾ gekommen, bei dem es 350 Jahre lang, bis zum Aussterben der niederschlesischen Piasten im Jahre 1675 geblieben ist.

Boleslaw war nun, nachdem er auch noch Liegnitz an sich gebracht hatte, der angesehenste Fürst von Schlesiens, aber durch seine maßlose Verschwendung verlor er den größten Teil seines Besitzes wieder, und Kämpfe mit Polen brachten ihn schließlich in solche Bedrängnis, daß er bei Böhmen Zuflucht suchen und 1329 Brieg, 1331 auch Liegnitz von Böhmen zu Lehn nehmen mußte. Breslau hatte schon 1327 seinen Anschluß an Böhmen vollzogen. Diese drei Daten bilden einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Schlesiens. Die schlesischen Teilherzöge verzichteten damit auf ihre Staatshoheit, und unser Heimatland Schlesiens verlor seine politische Selbständigkeit, noch ehe es dazu gelangt war, eine angemessene Rolle zu spielen, wie etwa die Mark Brandenburg. Andererseits aber waren diese Ereignisse geeignet, den deutschen Charakter Schlesiens auf die Dauer zu sichern. Denn Böhmen, damals das mächtigste Land im deutschen Reiche, von einem deutschen Fürstengeschlechte beherrscht, in Kultur und Wirtschaft von einer deutschen Oberschicht völlig in deutschem Sinne beeinflusst, konnte die beste Gewähr dafür bieten, daß nun Schlesiens für immer den polnischen Raubgelüsten entzogen würde. Das Fürstentum Brieg und mit ihm Pitschen wurde also 1329 böhmisches Lehn und blieb bis 1740 in dem Machtbereich Böhmens.

König Johann von Böhmen mußte indes fürchten, daß die Polen dennoch einmal ihre vermeintlichen Rechte auf die zu Böhmen als Lehn gekommenen Länder geltend machen könnten. Er schloß daher 1335 mit dem König von Polen einen Vertrag ab, worin dieser allen Ansprüchen auf jene schlesischen Fürstentümer auf immer entsagte. Trotzdem mag es in der Folge noch zu Streitigkeiten zwischen Polen und Böhmen um den Besitz von Schlesiens gekommen

¹⁾ Der Name Brieg ist aus dem Namen des Fischerdorfes Bischofereg entstanden, wurde in „Breg“ verkürzt und nahm allmählich das deutsche Gepräge „Brieg“ an. Bischofereg heißt „Am hohen Ufer“, daher rühren die früheren Bezeichnungen „Am Briege“ oder „Zum Briege“.

sein, vielleicht waren auch noch einige Länderstrecken von Polen abhängig. In einer Schenkungsurkunde vom Jahre 1356 tritt deshalb König Kasimir von Polen für das Herzogtum Pleß die Städte Kreuzburg und Pitschen schenkungsweise an Böhmen ab. Es heißt darin: „Um so großem Wohlwollen zu entsprechen und solche Liebe zu vergelten, geben wir die Städte Pitschen und Kreuzburg samt ihren Lehnsleuten und Territorien, Gebieten, Grundstücken und Umgebungen als Entgelt, indem wir sämtliche Vasallen, Bürger und übrigen Bewohner von Stadt und Land des Eides von neuem Kraft dieses Briefes entbinden. Verhandelt und gegeben zu Prag am Tage der Apostel Philippus und Jakobus im Jahre des Herrn 1356“. Damit entsagte Kasimir allen Ansprüchen auf Kreuzburg und Pitschen. Beide Orte müssen demnach, wenn sie als Äquivalent für das Herzogtum Pleß dienen konnten, damals schon ganz respektable Städte gewesen sein.

Nach Boleslaws III. Tode (er starb 1352, als er sich nach überstandener Fasten „an dreizehn Hühnern zu Tode fraß“) fielen Kreuzburg und Pitschen an seinen Sohn Ludwig I., der aber beide Städte wieder an den Herzog Volko von Schweidnitz verpfändete. Volko verschenkte in seinem Testamente die Pfandschaft über Kreuzburg und Pitschen an die Herzöge Wladislaw und Volko von Opeln, die sofort raubend und plündernd in den Kreis Kreuzburg einfielen, aber von Ludwig 1396 bei Kreuzburg geschlagen und gezwungen wurden, beide Städte freizugeben. Im Jahre 1372 konnte endlich Ludwig die Pfandsumme bezahlen. Ludwig I. räumte noch bei Lebzeiten Kreuzburg, Pitschen und Konstadt seinem Sohne Heinrich VIII. ein, der sie aber bald an seinen eignen Sohn Heinrich IX. abtreten mußte. Die Abtretungsurkunde des Herzogs Ludwig ist am 4. Juli 1396 zu Pitschen ausgestellt. Sie lautet auszugsweise: „In Gottes Namen. Amen. Wir Ludwig bekennen offensichtlich in diesem Brief allen denen, die ihn lesen oder hören lesen: daß wir, durch sonderliche Gunst und von väterlicher Liebe, die wir tragen zu dem erlauchten Fürsten Herzog Heinrichs, unsers erstgebohrnen Sohnes Sohne, Erblinge zum Brieg, haben aufgelassen und gegeben unser Städte, Feste und Lande Kreuzburg, Pitschen und Cunstadt Hauß und Stadt mit allen zugehörigen fürstlichen Rechten, Herrschaften und Gerichten, mit allen Lehnen, Geistlichen und Weltlichen, mit allen Nutzen, als wir die vorgenannten Städte, Feste und Hauß besessen haben, keines ausgenommen. Wäre aber, daß der ehgenannte Unser Einendel Herzog Heinrich Unß und Seinen Vater beyde überlebte, so soll Er oder Seine Erben die ehgenannte Städte, Feste und Land mit allen Zugehörunge wieder in und zu unsern Landen und Festen legen, die Wir oder Sein Vater, Unser Erstgebohrner Sohn Herzog Heinrich läßt nach Unser beyder Tode. Gegeben zu Pitschen an der Mittwoch

nach St. Petri und Pauli Tage nach Gottes Geburt 1396.“ Auch nach dieser Urkunde ist zu schließen, daß Pitschen damals ein verhältnismäßig bedeutender Ort gewesen sein muß, da die Herzöge Ludwig und Heinrich hier zeitweise Hof gehalten haben. Da ein Schloß oder eine Burg von Pitschen aber nirgends erwähnt werden, auch von derartigen Gebäuden heute keine Spur mehr vorhanden ist, trotzdem doch alle andern Befestigungsbauten gerade hier besonders gut erhalten sind, so dürfen wir wohl annehmen, daß die Landesherren Gäste des Stadtvogtes waren und in der Stadtvogtei gewohnt haben, die damals das stattlichste Haus von Pitschen war. Sicher hat Pitschen damals glanzvolle, freilich wohl auch teure Zeiten erlebt.

Im Jahre 1400 erfolgte die Teilung der Herrschaft zwischen Ludwig II. und Heinrich IX., also, „daß Ludovicus zu seinem teile hatt behaltenn den Brigg, Pitschen und Creuzburgk, und herzog Heinrich hat vor sein teil genohmen Loebenn, Hainau, Olau und Nimsch.“ Da Herzog Ludwig II. viel reiste und sogar eine Wallfahrt in das Heilige Land unternahm, brauchte er viel Geld, mehr, als sein kleines Fürstentum einbrachte. Er verpfändete daher 1416 Kreuzburg, Pitschen und Konstadt an Konrad den Weißen von Dels, kaufte diese Städte zwar 1420 zurück, mußte sie jedoch 1434 an Oppeln verpfänden.

Die Verhältnisse in unserer Heimat waren, wie wir gesehen haben, damals infolge der verwickelten Familienverhältnisse der Fürsten und ihrer unaufhörlichen Streitigkeiten wegen so unglücklich, daß sich der Briegische Besitz in verschiedenen Händen befand und es oft zweifelhaft ist, wer die wirklichen Hoheitsrechte ausübt hat. Wohl selten haben die Angehörigen eines Fürstengeschlechts sich gegenseitig so arge Unbill angetan wie die schlesischen Piasten. Der Grund lag darin, daß nach dem Tode eines Piastenfürsten es üblich war, sein Land unter die Nachfolger zu teilen. So wurde zwar die Anzahl der Fürstentümer immer größer, einmal waren es achtzehn, aber ihre Größe und die Macht ihrer Fürsten immer kleiner. Darunter mußte auch Pitschen leiden. Unter dem schwachen Regiment der kleinen Herzöge, die sich ewig in Geldverlegenheiten befanden und sich meistens nicht anders helfen konnten, als daß sie ihre Städte verpfändeten und verkauften, haben die Besitzer, Inhaber oder Nutznießer Pitschens sehr oft gewechselt, und das Städtchen wanderte wie ein willenloser Gegenstand aus einer Hand in die andere. Erst Herzog Friedrich I. wurde durch eine gute Heirat und gute Wirtschaft in den Stand gesetzt, die Schulden seiner Vorfahren zu zahlen. Ein altes Manuskript sagt darüber: „Er hat an Reichümern sehr zugenommen, also daß er hat zu seinem Fürstentum den Brieg wieder gelöst, der lange Zeit war verpfändt den Fürsten von Oppeln, vor Sechzehn Tausend Gulden, Creuzburg

und Pitschen hat er auch gelöst von dem Fürsten von Oppeln.“ Das geschah im Jahre 1481.

Sein Sohn Georg I. verkaufte 1506 wiederum Kreuzburg und Pitschen für 4000 Gulden an den Herzog Johann von Oppeln. (Aus der Urkunde: „Für viertausend gutte Ungerische gulden ir lieb herschaften Creuczbergk und Piczchen samt iren zugehörungen in nomen eynes rechten widerkauffs vorkaufft und abgetretten.“) Nach seinem Tode vereinigte sein Bruder Friedrich II. Brieg und Liegnitz.

Friedrich II., Herzog von Brieg und Liegnitz, war zweimal vermählt, zuerst mit einer Tochter Kasimirs von Polen, dann mit Sophie, der Tochter des Markgrafen Friedrich V. von Brandenburg. Beide Ehen brachten ihm großen Vorteil, besonders die zweite. Die beiden Brüder seiner zweiten Gemahlin Sophie, Kasimir und Georg, Markgrafen von Anspach, hatten nämlich mit Oppeln einen Erbvertrag geschlossen und versprochen nun ihrem Schwager, daß, wenn nach Johanns von Oppeln Tode der Markgraf Georg sein Erbe werden würde, Kreuzburg und Pitschen ohne Wiedererstattung der 4000 Gulden, (für welche Summe Georg I. beide Städte 1506 an Johann von Oppeln verpfändet hatte) an Friedrich II. zurückfallen sollten. Als im Jahre 1536 dieser Fall eintrat, mußte Friedrich für beide Städte zwar eine Summe nachzahlen, doch waren diese nun nach über hundertjähriger Pfandschaft von Oppeln von derselben befreit. Besonders wichtig ist aber die Erbverbrüderung Friedrichs II. mit Joachim II. von Brandenburg vom 18. Oktober 1537. Nach dieser Erbverbrüderung sollten Friedrichs Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an Joachim fallen, sobald das Haus Friedrichs erlösche. Dagegen sollten Krossen, Züllichau, Sommerfeld, Kottbus und andere Besitzungen Joachims von Friedrichs Nachkommen übernommen werden, falls das Kurhaus einginge. Auf diese Erbverbrüderung stützte später Friedrich der Große seine Ansprüche auf Schlesien.

Sein Nachfolger, Georg II., Herzog von Brieg und Wohlau, ist für Pitschen besonders durch einen Vertrag wichtig, den er mit Polen zur Beilegung eines Streites wegen der Grenzmühlen an der Prosna abgeschlossen hat. Damals hat Pitschen seinen Fürsten sicherlich in seinen Mauern beherbergt.

Joachim Friedrich und Johann Georg, die ihm 1586 in der Regierung folgten, stellten der Pitschener Weberinnung am 23. Mai 1592 ein neues Privilegium aus. Sie nennen sich darin: Joachim Friedrich Thumprobst (Domprobst) zu Magdeburg und Johannes George, Gebrüder Herzoge in Schlesien.

Joachim Friedrich verhandelte 1594 mit den Bürgermeistern und Ratmannen von Kreuzburg und Pitschen und übergab ihnen alle seine Renten und Einkommen, die diese beiden Städte nun ein-

nehmen, empfangen und gebrauchen sollten, wofür sie 20 000 Taler fürstliche Schuld übernehmen mußten, und zwar Kreuzburg 12 000 und Pitschen 8 000 Taler, den Thaler zu 36 Groschen, den Groschen zu 12 Heller. Joachim Friedrich hatte auch das Oberkommando über die Grenzwache von 2000 Mann zu Pferde und 1500 Hackenschützen, die zum Schutze der Grenze gegen Polen eingerichtet war. Es standen also auch die dreihundert Reiter und sechshundert Fußknechte des Hauptmanns von Waldau in der Schlacht bei Pitschen unter ihm. Kreuzburg und Pitschen, die nach der Schlacht geplündert und verbrannt worden waren, erhielten von dem Herzog für sechs Jahre (bis 24. Januar 1594) Abgabefreiheit. Kreuzburg hatte damals 152, Pitschen 155 Stellen. Als Joachim Friedrich 1602 starb, führte seine Witwe Anna Maria nach dem Testament die Regierung, bis ihr Sohn Johann Christian 18 Jahre alt geworden war.

Johann Christian mußte mit seiner Familie bald nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges nach Pommern und Preußen flüchten. Er starb zu Osterode im Jahre 1639. Am Sonntag Jubilate 1640 passierte die fürstliche Leiche die Stadt Pitschen, worüber das Kirchenbuch sagt: „*Dm. Jubilate mane hora 8 Osteroda Borussorum huc traductus est illustrissimus princeps S. Dn. Dn. Jhan. Christianus dux Sil. Legnico-Breg b. m. et transportatus est Bregam. Non habita est concio in templo sed egressi sumus funeri illustrissimo obviam et in suburbio habitus est sermo lugubris. — 10 Joachimici pro comitatu soluti sunt.*“¹⁾ Nun teilten seine drei Söhne Georg, Ludwig und Christian durch Verlosung ihr Erbe. Georg erhielt Brieg, Ludwig Liegnitz, Christian Wohlau.

Georg III. hielt sich eine kleine Leibgarde, die auch oft in Pitschen Ordnung halten mußte. Sie bestand aus drei Fähnlein zu Pferde unter adeligen Offizieren in kostbaren Uniformen. Ihre Standarten hatten auf der einen Seite den römischen Adler, auf der anderen einen Adler mit brennendem Herzen und der Inschrift: *Deo, Caesari et patriae.*²⁾ Bei den in damaliger Zeit großen Jahrmärkten in Pitschen, besonders für Flachs, Honig, Wachs und Vieh, fanden sich nämlich gewöhnlich auch viele Polen ein, die sich ungebührlich benahmen und der Stadt lästig wurden. Georg griff hier strenge durch und ließ einmal sogar einen Starost³⁾ gefangen neh-

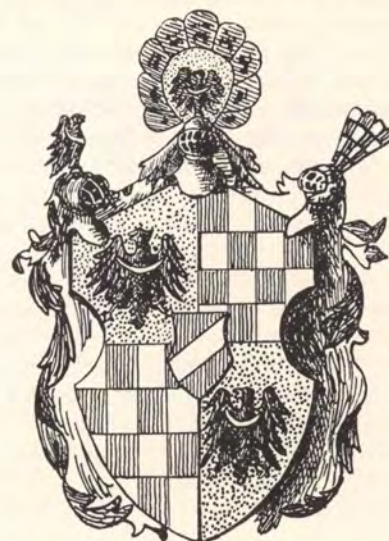
¹⁾ Am Sonntag Jubilate wurde frühmorgens acht Uhr der sehr berühmte Preußenfürst S. Dn. Dn. Johannes Christianus, der Herzog des Liegnitz-Brieger Bezirks, b. m. überführt und weiter nach Brieg geleitet. Es wurde in der Kirche kein Gottesdienst abgehalten, sondern wir gingen dem erlauchten Leichenzug entgegen. Vor der Stadt wurde eine Trauerrede gehalten. — Für das Geleit wurden 10 Joachimstaler gezahlt.

²⁾ Gott, dem Kaiser und dem Vaterlande.

³⁾ Polnischer Edelmann, der ein königliches Gut zum Lehen und in gewissem Umfange auch die Gerichtsbarkeit hatte.

men und nach Brieg überführen. Während ihres Aufenthaltes in Pitschen lagen die Leute dieser Leibgarde auf den Dörfern der Umgegend im Quartier, und die Einwohner mußten zu ihrem Unterhalt eine Beihilfe geben, z. B. einem Korporal wöchentlich zwanzig Silbergroschen, einen Scheffel Hafer, 8 Gebund Stroh und ein Gebund Heu. Wegen eines in Pitschen ausgebrochenen Brandes (1655) empfahl Georg Milde bei der Einziehung der „*subsidii charitatis*“, der mildtätigen Hilfsgelder. Als er 1664 starb, sprach Christoph von Frankenberg auf Roschkowitz die Abdankung.

Sämtliche drei Fürstentümer fielen nun an Georgs Bruder Christian II., der in ungestörtem Frieden 1664—1672 regierte, und



Piastenwappen vom Orgelchor der alten Kirche.

auf diesen folgte sein einziger Sohn Georg Wilhelm. Da derselbe aber bei seines Vaters Tode erst zwölf Jahre zählte, so führte seine Mutter Louise drei Jahre lang die Regierung. Georg Wilhelm wurde schon 1675, noch nicht 15 Jahre alt, auf Antrag der Stände für volljährig erklärt und übernahm die Regierung. In Liegnitz hielt der junge Fürst seinen ersten Landtag, der mit glänzenden Festen abgeschlossen wurde. Auf der Jagd holte er sich den Todesstich und verschied am 21. November 1675. Er war der letzte Piast, der letzte Sproß des fast tausendjährigen großen slavischen Dynastengeschlechtes. Zur Bestattung ihres letzten Herzogs und zugleich zur Hulldigung reisten der Bürgermeister Schmeje von Pitschen nebst zwei Schöppen nach Brieg. — — —

Das Wohl und Wehe Pitschens war durch vier und ein halbes Jahrhundert mit den Geschicken seines Herrscherhauses, der Piasten, eng verknüpft. Als Herrscher sind sie zwar von geringer Bedeutung gewesen; berühmte Feldherren oder Staatsmänner haben sie nicht hervorgebracht. Es wird von ihnen gesagt, daß sie unstet und zerfahren, herrisch und herablassend, verschwenderisch und wohlhabend und immer in Geldnot waren. Sie sind (nach Prof. Dr. J. Krebs) „weder im Guten noch im Schlechten hervorragend, im Gegenteil, um es gerade herauszusagen, von einer erschreckenden Mittelmäßigkeit gewesen; es fehlte den Brieger Piasten, wie den meisten Fürsten des Gesamthauses überhaupt, an jenem Schwunge des Gemüts, an jener Tiefe der Leidenschaft, welche zu allen Zeiten die Mutter großer Dinge gewesen ist.“

Aber durch eine Tat haben sie sich ein unvergängliches Verdienst erworben: Sie haben Schlesiens dem Deutschtum wiedergewonnen. Und darum haben auch wir Pitschener allen Grund, den piastischen Herzögen trotz aller ihrer Mängel und Schwächen in unseren Herzen mit mildem und dankbarem Geiste ein bleibendes Denkmal zu setzen.



8. Wie Pitschen ein deutscher Markort wurde

(1220—1230.)

Wann und wie Pitschen entstanden ist, darüber läßt sich urkundlich Bestimmtes nicht sagen, da die auf seine Gründung bezüglichen Papiere im Brande von 1757 verloren gegangen sind. In Schlesiens gibt es ja echte Urkunden aus der Zeit vor dem 12. Jahrhundert überhaupt nicht, indem unser Heimatland bis 1163 ein Teil des Polenreiches war und die Polenfürsten keine Ursache hatten, irgendwelche Rechte oder Vergabungen an Gut und Land vorzunehmen oder gar zu bestätigen. Es ist daher kein Wunder, daß wir über die erste Anlage von Pitschen nichts Schriftliches besitzen, ja, es ist fraglich, ob jemals etwas Ähnliches vorhanden war. Gustav Freytag hat aber recht, wenn er sagt: „Auf der Außenseite des Grenzwaldes war nahe an der Prosna eine von den Wegsperrern, welche in Deutschland „Schläge“, in Preußen gewöhnlich mit slavischer Aussprache eines altgermanischen Wortes oder einer Ableitung desselben „Baitschen“ oder „Waitschen“ genannt wurden. Es waren die vorgeschobenen Posten der Christenheit gegen die Heiden. In Schlesiens, wo einst die Wandalen gewohnt, hießen die Grenzfestungen „Bitum“, jetzt „Beuten“; die Sperren „Pitschen“ oder „Pitschen“. Die Stammgenossen der Wandalen, die Burgunder, brachten dieselben Namen an die Grenzen des Elsaß: Bit und Bitsch“.

Als Straßensperre ist Pitschen in der slavischen Zeit, also lange vor dem 12. Jahrhundert, zweifellos schon vorhanden gewesen. Dazu erwies sich die Vertlichkeit als zu günstig: Am äußersten Ende der Breska, die im Westen und Norden genügenden Schutz bot; im Osten die Sümpfe und Moräste der Prosna, durch die nur ein schmaler, passierbarer Damm von Wielun herüber führte; im Süden das sumpfige Pratzwatal und zwischen beiden Flüssen, am Abhange des ober-schlesischen Landrückens, weite, offene Heide, die vom Goltkowißer Bach durchrieselte Talsenke zwischen den Kluczower und Goltkowißer Hügeln; und — das wichtigste: gesundes, klares Quellwasser. Dies alles waren Vorzüge gegenüber dem vollständig unwirtlichen Stobergebiet, die es als sicher erscheinen lassen, daß die nach dem Abzug der Wandalen von Osten her in Schlesiens eindringenden Slaven hier eine ihrer ersten Siedelungen angelegt haben.

Denn sie suchten ja mit Vorliebe die alten Lichungen an den Flußläufen mit Grasland auf, die schon früher durch Menschen besiedelt worden waren.

Pitschen stand schon in slawischen Zeiten durch einen Reiseweg mit der Kastellanei Ritschen, einer Herrenburg im Oberwalde, zwischen Ohlau und Brieg, die zugleich einen Stütz- und Sicherungspunkt des Verkehrs bildete, in Verbindung. Dieser Reiseweg war die Fortsetzung der Handelsstraße von Böhmen her, die weiter nach Norden führte. Bei der Ritscheburg zweigte sich die Straße nach Oberschlesien ab, führte über eine Brücke über die Oder in der Richtung nach Namslau, von dort durch die Presfeka über das heutige Simmenau und Reinersdorf nach Pitschen, dann südlich Roschkowitz nach Landsberg und über die Grenze nach Polen. Die Ritscheburg ist schon 1294 untergegangen; nur ein mächtiger Rundwall, der von uralten Eichen umgeben ist, zeugt von der Stätte, wo diese Burg, der einzige Ort in Schlesien, dessen Geschichte sich in der heidnischen Vorzeit verliert, dereinst gelegen hat. Aber der alte Reiseweg ist in seinen Teilen noch erhalten. Er führt noch heute als alte Fahrstraße, die durch ihre Breite auffällt, von Simmenau nach Pitschen herüber.

Bei einer Wanderung über diesen Weg hat man von den Höhen bei dem Vorwerk Zawisna einen weiten Rundblick. Man legte nämlich in alten Zeiten Wege gern auf höher gelegene Stufen der Talränder wegen der Gefahr häufigen und anhaltenden Hochwassers. Infolge der damals ausgedehnten Bewaldung ist auf größere Niederschlagsmengen zu schließen, dazu kam der unregelmäßige Lauf der Bäche. Deshalb verläuft der Weg durchweg in einer Seehöhe von 190—195 Metern, während die Felder auf seinen beiden Seiten bis auf 170 Meter abfallen. Auf dieser Handelsstraße zwischen Namslau und Pitschen waren für die Reisenden und Fuhrleute drei Häuser als öffentliche Gasthäuser „gegen Abend zu“ gesetzt worden, um daselbst rasten und nächtigen zu können.¹⁾

In der Nähe des bereits erwähnten Vorwerks Zawisna, dort, wo sich ein Kreuz erhebt, soll noch vor hundert Jahren ein Gasthaus gestanden haben, wo sich allabendlich Bauern und Jäger, Fuhrleute und Viehhändler zu wüsten Zechereien zusammenfanden, die häufig genug mit blutigen Schlägereien endigten. Nachdem sich dortselbst aber einige schwere Bluttaten ereignet hatten, wurde dem wilden Treiben endlich ein Ende gemacht und das Gasthaus als solches geschlossen. Nun bildete das Haus einen Schlupfwinkel für lichtscheues Räuber- und Diebsgesindel aller Art, das die ganze Gegend unsicher machte, und der Wanderer, den sein nächtlicher Weg dort vorbeiführte, schlug ängstlich ein Kreuz und dankte Gott,

¹⁾ Froben, Chronik von Namslau, pag. 14.

wenn er unbehelligt vorüber war. Schließlich brannte eines Nachts diese Räuberhöhle bis zum Grunde nieder, aber der Ort, der so viele Schreckenstaten gesehen hatte, blieb verrufen.¹⁾

Auf der langen Strecke zwischen Namslau und Pitschen befand sich vor 8—900 Jahren nicht ein einziges Dorf; Städte gab es ja im slawischen Schlesien überhaupt nicht. Da mögen die Fuhrleute gewiß oft, nach ihrer beschwerlichen Fahrt durch die Presfeka, sehnsüchtig nach dem Marktflecken Pitschen ausgespäht haben, wo ihnen längerer Aufenthalt und vielleicht ein gutes Geschäft durch Austausch der Waren winkte. Es herrschte nämlich schon damals in Pitschen ein starker Eingangs- und Ausgangsverkehr, ein für die damaligen Verhältnisse bedeutender Markt, hauptsächlich für Honig, Wachs, Salz, Wolle und Vieh. Wann aber dieser slawische Markt entstanden ist, darüber fehlen uns alle Anhaltspunkte. Vor dem 7. oder 8. Jahrhundert kann dies nicht geschehen sein, denn eher hat keines Slaven Fuß schlesischen Boden betreten. Vielleicht ist aber die Besiedelung viel später erfolgt, und es hat sich dann im Laufe der Jahrhunderte aus der anfänglichen Kolonie der Markt- und Uebergangsort entwickelt, der aber erst Bedeutung gewann, als die Thüringer und Franken deutschen Fleiß und deutsche Tatkraft in die slawische Wildnis trugen.

Wenn uns nun auch alle literarischen Quellen über die Entstehung Pitschens fehlen, so haben wir doch ein mittelalterliches Kulturdenkmal in der Hand, das uns sichere und wertvolle Aufschlüsse über die Art seiner Deutsch- und Stadtwerdung gibt, nämlich das Stadtbild Pitschens, also den Plan, nach dem die Stadt dereinst neben der slawischen Siedlung entstand. Wir wissen aus der mittelalterlichen Geschichtsschreibung, daß im 13. Jahrhundert in Schlesien die städtischen Siedlungen durch die deutschen Kolonisten aus begreiflichen Gründen meist unmittelbar neben den alten slawischen Siedlungen angelegt wurden. Der deutsche Markt sollte ja die für die deutschen Ansiedler nicht mehr ausreichenden slawischen Ansiedlungen ersetzen. Diese deutschen Gründungen wurden nun teils als schlichte Markttorte (*villae forenses*), teils, und zwar in der Mehrzahl, von vornherein als größere Städte (*civitates*) mit Meilenrecht und Marktzwang angelegt. In schlesischen Urkunden werden diese deutschen Händler-siedlungen auch oft „*suburbia*“ oder „*burgi*“ (Burgenvororte) genannt, und die älteren Siegel solcher schlesischen Städte tragen daher die Umschrift „*sigillum burgensium*“ (Siegel der Bürger). Auch das älteste uns bekannte Wappen von Pitschen zeigt diese Umschrift.

Im Laufe der Zeit verschmolzen nun viele der slawischen Niederlassungen mit dem neu angelegten deutschen Markttort zu einem

¹⁾ Nach einer mündlichen Überlieferung.

Gemeinwesen; andere behielten noch längere Zeit ihr slavisches Gepräge und hoben sich späterhin (bei einigen schlesischen Städten noch heute) als deutlich erkennbares Stück von der deutschen Anlage ab; wieder andere verschwanden gänzlich, je mehr die deutsche



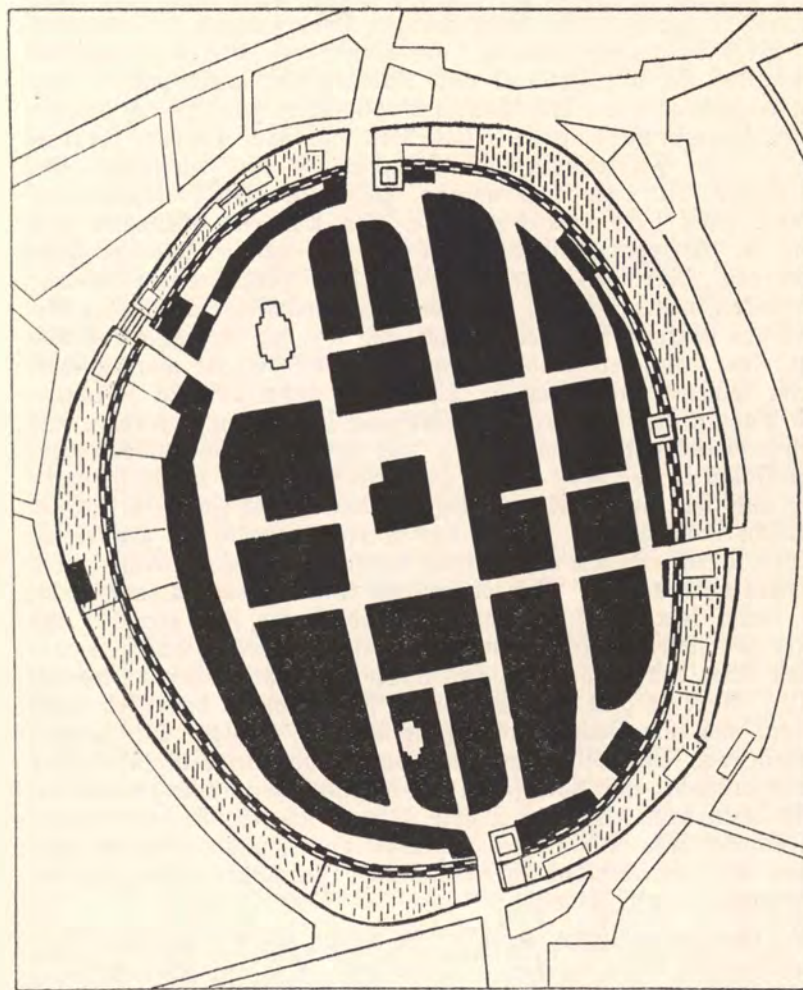
Ältestes Pitschener Stadtwappen (1415)

Stadt aufblühte und den slavischen Markt überflügelte. Danach haben wir für die Entstehung der deutschen Stadt Pitschen folgende drei Möglichkeiten:

Aus der vorhandenen slavischen Siedlung, dem polnischen Markt, welchen die deutschen Kolonisten hier vorfanden, hat sich allmählich der deutsche Markt entwickelt, der später mit Stadtrecht begabt wurde. Die so entstandenen Städte sind jedoch keine Städte im deutschen Sinne, sondern nur offene Markttorte, um eine Kastellaneiburg regellos herumgelagert, mit einer Schenke und einer Kapelle. Zu den so entstandenen Städten gehört z. B. Dels, dessen Plan noch heute ein unregelmäßiges, deutlich erkennbares Sondergebilde von krummen, mittelalterlichen Gassen aufweist, das die regelmäßige deutsche Stadt von dem ehemaligen slavischen Markttort Olesnie scheidet.

Oder es fand die völlige örtliche Verschmelzung von slavischem und deutschem Markttort zu einem organischen Ganzen statt. Die an die vorhandene slavische Burg (castrum) angeschlossene deutsche Stadt erhielt dann keinen eigentlichen Ring, sondern behielt als Fortsetzung des polnischen Forums nur eine marktähnliche Erweiterung der Durchgangsstraße, wie z. B. Falkenberg, Neumarkt, Nimptsch.

Oder neben der slavischen Siedlung, wenngleich angelehnt an diese, wird die deutsche Stadt nach einem bestimmten Plan, dem sogenannten ostdeutschen Normalplan angelegt: In der Mitte der geräumige, quadratische oder rechteckige Ring, von dessen vier Ecken die Hauptstraßen nach den Stadttoren führen. Von den 63 im 13. Jahrhundert in Schlesien gegründeten Städten weisen die Hälfte diese regelmäßige Anlage auf. Ein Blick auf den Stadtplan Pitschens überzeugt uns, daß derselbe diesem Normalplan genau entspricht, und wir sind jetzt imstande, wenn wir auch das Ge-



Maßstab 1:3500

Plan der Stadt Pitschen

burtsjahr nicht wissen, doch ein klares Bild von der Entstehung Pittschens als deutschen Ort zu zeichnen, was in den folgenden Zeilen versucht werden soll.

Es mag zwischen 1220 und 1230 gewesen sein, da erschien eines Abends, als schon die sinkende Sonne über Heide und Wald lag, ein langer Zug von schwerfälligen Bauernwagen, die von starken Rindern gezogen wurden, am Rande der Preseta. Langsam schwankten sie, mit Hausrat und Ackergeräten schwer bepackt, und von hochgewachsenen blondhaarigen Männern gelenkt, auf der uralten Heeresstraße daher, die von Namslau nach Pittschen herüberführte. Der Führer, ein tatkräftiger Mann mit energischen Gesichtszügen, ritt dem Zuge voraus, und seine scharfe Kommandostimme scholl weit über die Heide. Es war ein Edelmann vom Hofe des Herzogs Heinrich I. von Breslau, nennen wir ihn Friedrich von Thüringen. Er hatte mit dem Herzog einen Vertrag geschlossen, wonach er mit einer ausgedehnten Feldmark in der Gegend des heutigen Pittschen belehnt und ihm die Befugnis zur Anlage einer deutschen Siedlung im Prosnatale erteilt worden war. Unter seinen Landsleuten in Thüringen, dann auch in Franken und Bayern, hatte er Auswanderer nach dem Osten geworben, und nach monatelangen Bemühungen war es ihm gelungen, eine Anzahl Familien für seine Pläne zu gewinnen. Mit ihrem geringen Hab und Gut, mit Kind und Regel, hatten sie die Fahrt in das unwirtliche Land gewagt. Wind und Wetter trogend, auf grundlosen Wegen, durch Wälder und Heiden waren sie gezogen. Nun hatten sie nach wochenlanger Wanderung aus ihrer überfüllten Heimat, wo ihnen kein Glück erblickt war, endlich ihr Ziel erreicht, und heller leuchteten ihre Augen, und hoffnungsfroh schweiften ihre Blicke über das neue Land, das ihnen eine zweite Heimat werden sollte. Aber es galt kein Säumen! Flugs wurde das Vieh abgesträngt und zum Bach getrieben; die Vorräte, Saatgut und Sensen, Sicheln und Scharpflug, wurden vom Wagen geladen und lustige Feuer entfacht; und bald saßen die wagemutigen Leute in heiteren Gesprächen beim einfachen Mahle. Dann streckten sie die ermatteten Glieder zum erquickenden Schlummer aus, und im Traum ging ihnen das altniederländische Wanderlied durch den Sinn, das sie unterwegs so oft gesungen:

Na Oostland willen wi repden,
na Oostland willen wi mee,
al over die groene heyden,
frisch over die heyden,
da is een betere stee.

Wi drinken den win uit schalen
und hier oof so veel ons belieft,
daar is het so vrolijk te leven
— frisch over die heyden —
daar wohnt min soöte lief.

Raum graute der Tag, da erhoben sich die Schläfer neugefrückt zu ihrem schweren Werk und schritten zur Besichtigung des

Geländes. Die Lage, der Boden und vor allem die Wasserverhältnisse schienen günstig. Was sich aber sonst dem an die Kultur des Westens gewöhnten Auge der Männer bot, war trostlos genug. Im Tale des Goltowitzer Baches und nach Osten am Abhange des Kreuzberges lagen unregelmäßig verstreut eine kleine Anzahl elender Häuschen, niedrige, mit Stroh gedeckte, armselige Hütten, ohne Fenster, ohne Essen, verwahrloste und schmutzige Anwesen. Es war das polnische Dorf Byczyna, ein kleiner Handelsort mit einem offenen Platz, der als Marktplatz dienen sollte. Dürftige, schlecht bestellte Aecker, die kaum das Notdürftigste zum Leben hergaben, zogen sich zwischen den Hütten hin. Dazwischen lagen weite Streifen wüsten, unbebauten Heidelandes, über die noch nie ein Pflug geführt worden war. Der Name „Byczyna“ deutet darauf hin, daß Pittschen im Unterschied zu den umliegenden polnischen Sippendörfern ein Markttort war und zwar in der Hauptsache für Rindvieh. Allerdings müssen die damaligen Märkte von Pittschen in keinem guten Ruf bei den Polen gestanden haben, denn Byczyna bedeutet wörtlich: Schlechtes Rindfleisch.

Die Bewohner empfingen die Neuanfömmlinge zwar nicht gerade feindselig, aber doch in mißtrauischer, abwartender Haltung. Zu verlieren hatte ja dieses arme Volk nichts; aber vielleicht fürchteten diese lebenslanger Abhängigkeit und Knechtschaft gewohnten hörigen Kmeten neue Steuern, neue Abgaben an die fremden Eindringlinge. Jedoch diese kümmerten sich um die polnische Bevölkerung, mit der sie sich ohnehin nicht verständigen konnten, nicht im geringsten; sie hatten Besseres zu tun und gingen ohne Zaudern ans Werk.

Zunächst erfolgte die Verteilung der umliegenden Gemarkungen an die einzelnen Siedler durch den Führer. Dabei mußte das Los entscheiden. Jeder bekam eine Hufe zum freien und veräußerlichen Eigentum. Die Hufe (abgeleitet von Hof), ein mittelalterliches Flächenmaß, bezeichnete ein Stück Land, das im Laufe eines Jahres mit einem Gespann bestellt werden konnte. Ein Morgen war damals ein Ackerstück, das vom „Morgen“ bis zum Abend, also an einem Tage, vom Besitzer durchgeackert werden konnte. Die Größe der Hufe oder Hube schwankte in den einzelnen Ländern. Nach dem Gründungsbuch von Heinrichau bestellen vier Ochsen oder 2 Pferde eine kleine polnische Hufe = 45 Morgen. König Ottokar von Böhmen bestimmte 1270 für Leobschütz, daß die Hufe 36 Morgen haben sollte. Die flämische Hufe bezeichnete 50 bis 60 Morgen. Siedler des unwirtlichen Hügel- und Heidelandes, die ihr Ackerland dem Waldboden durch Ausholzen und Roden erst abgewinnen mußten, erhielten die „fränkische“ oder große Waldhufe, auch deutsche Hufe genannt. Diese fränkische Hufe (100—110 Morgen) kam bei der Verteilung der Pittschener Feldmark in Frage.

Die den einzelnen Siedlern überlassenen Anteile schwankten also zwischen 25 und 28 Hektar. Und nun erklang vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht die scharfe Axt, das blinkende Beil, in dem nahen Walde, und starke Arme senkten die gewonnenen Balken in die Erde, bewarfen sie mit Lehm, den der Boden in genügender Menge bot, bedachten sie mit Strohschoben und begrenzten Hof und Haus mit einem einfachen Zaune. Bei aller Uermülichkeit hoben sich die so gewonnenen Anwesen von den landesüblichen Hütten vorteilhaft ab, und die slavischen Bauern verfolgten staunenden Auges die überraschenden Fortschritte der deutschen Siedelungsbauten.

Aber sie staunten noch mehr, als die Deutschen an die Bearbeitung des Bodens gingen. Mit ihrem hölzernen Hakenpflug, dem Radlo, und ihrem sonstigen mangelhaften Ackerzeug hatten die Slaven nur den leichteren Boden bebauen können, und auch diese Arbeit hatten sie stets auf das Nötigste beschränkt, da sie ja „hörig“ waren und höhere Erträge von ihrem Grundherrn, dem Fürsten, beansprucht worden wären. Demgegenüber war der deutsche Siedler allerdings sehr im Vorteil, denn die Ansiedlungsbedingungen waren sehr günstige. Als freier Mann mit unbeschränkter Eigentumsgewalt sollte er auf seiner Scholle sitzen, sieben Freijahre waren ihm vom Herzog garantiert; erst, wenn er dann Wurzel gefaßt hatte, sollten die Zinsleistungen für die Ueberlassung an Grund und Boden beginnen. Diese Vergünstigungen waren natürlich ein treibender Sporn zu fleißiger Arbeit. Den deutschen Kolonisten schreckte daher nicht Heide noch Wald. Bäume wurden gefällt, Stöcke gerodet. Mit seiner eisernen Pflugschar ging er auch schwererem Boden zu Leibe und verwandelte bald unwirtliches Land in fruchttragende Scholle.

Das neue Jahr brachte neue Siedler, mit frischen Kräften und frohem Mute. Auch sie erhielten ihre Hufen zugewiesen, errichteten ihre einfachen Wohnhäuser und Stallungen und bildeten mit den ersten Siedlern zusammen schon eine kleine Gemeinde. Bei der Verteilung der einzelnen Gemarkungen sowie bei Bestimmung der Plätze für die Wohnhäuser war der Lokator Friedrich nach einem bestimmten Plan verfahren. Er hatte darauf geachtet, daß die Häuser nicht beliebig regellos und verstreut gesetzt, sondern in Reihen gebaut wurden. In der Mitte war ein viereckiger, 120 Schritte langer und 80 Schritte breiter Platz abgesteckt worden, der zukünftige Marktplatz. Dieser Platz wurde absichtlich, da die Siedler mit dem Boden nicht zu geizen brauchten, so geräumig angelegt und zunächst auch unbebaut gelassen, weil sich auf ihm ja der gesamte Marktverkehr abspielen, er auch als Richtplatz dienen sollte. Im Westen schlossen sich die ersten Häuser an und bildeten die Breslauer Straße als Durchgangsstraße in der Richtung nach

Breslau, ferner die Friedrichstraße, die ihren Namen nach dem Lokator Friedrich, dem Thüringer, erhielt. Die im Mittelalter in Schlesien gegründeten deutschen Orte wurden vielfach nach dem Gründer benannt, so Kreuzburg nach den Kreuzrittern, Konstadt (früher Cunzinstadt) nach dem Ritter Cunzo. Andere wieder verdeutschten oder lateinisierten die Namen der bereits vorhandenen polnischen Ortschaften, wie z. B. Oppeln (Opole), Dels (Delnitz), Nimptsch (Nemce). Auch Pitschen übernahm den Namen des polnischen Markortes Buczyna, doch wurde derselbe bald in den lateinischen „Vicinium“ umgebildet, denn im mittelalterlichen Schlesien war neben dem Deutschen wohl das Lateinische, zeitweise auch das Tschechische und Böhmisches die Amtssprache, aber nie das Polnische. Aus Vicinium ist dann später der Name Pitschen entstanden.¹⁾

Bei der Auslegung hatte Herzog Heinrich I. den Siedlern geradezu versprochen, die neue Stadt auf seine Kosten mit Gräben und Planken umziehen zu lassen. Es wurde nun um die Stadt ein breiter Graben ausgeworfen, die gewonnene Erde zu einem Wall aufgetürmt und ein fester Palisadenzaun von 3½ Meter langen Pfählen in der Grabensohle errichtet. Damit trat Pitschen in die Reihe der gefestigten ostdeutschen Plätze (civitates plantatae) und bildete als schützende Randstadt am Ausgange der Presfela ein festes Bollwerk gegen feindliche Einfälle von Osten her. „Militisch in der Bartsch-Niederung, Ranslau im Weidetal, Polnisch-Wartenberg am Ostabhange des beide Flußtäler trennenden Trebnitzer Hügellandes waren die Grenzfesten des Nordostens, Pitschen und Landsberg an der Prosna ihre äußersten Vorposten gegen Polen.“²⁾

Nun trat auch der Grundriß der Stadtanlage Pitschens deutlich hervor. Er wurde wie bei jeder „civitas“, der räumlich größeren Stadt, durch die zentrale Marktanlage bestimmt. Der Markt ist Kernpunkt der ganzen Anlage, planbildendes Element. Der Stadtplan Pitschens hat, da er auf die Verkehrsrichtung von Westen nach Osten eingestellt ist, ovale Form und zeigt die den meisten schlesischen Städten eigentümliche Gestaltung der Straßendurchführung: Die Durchgangsstraße teilt sich am deutschen Tor in eine Doppelstraße, die dann an den beiden Längsseiten des Marktes entlang führt und am Ausgang vor dem polnischen Tor sich wieder zusammenschließt. Dadurch war das Verkehrsproblem, das heute unseren Großstädten so viel Sorge macht, in Pitschen restlos gelöst: Verkehrssteilung an den Toren, Entlastung der Straßen, keine Störung

¹⁾ Die Schreibweise „Pitschen“ finden wir zum ersten Male in einer Urkunde vom 31. Mai 1400, sie wird also schon länger als 500 Jahre gebraucht. Diese Urkunde handelt von der Teilung des Herzogtums zwischen den Herzögen Ludwig II. und Heinrich IX. Nach derselben „hant Ludovicus zu seinem teile behaltenn den Brigg, Pitschen und Creuzburgk, und herzog Heinrich hat vor sein theil genohmen Loebenn, Hainau, Olau und Nimptsch.“

²⁾ Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, 60. Band, pag. 14.

des örtlichen Marktverkehrs. Diese Anlage zeigt deutlich, daß Pitschen nicht als bloße Ackerbaustadt, sondern als Markt- und Durchgangsort, als Zoll- und Raststation für die Fuhrleute gedacht war.

Als die Verhältnisse so weit gediehen waren, bekam Pitschen durch Heinrich I. Stadtrechte mit Markt- und Meilenzwang und wurde mit deutschem Recht begabt. Friedrich von Thüringen wurde zum Stadtvogt ernannt und erhielt ein besonderes Lehnsgut, nämlich von allen Hufen die sechste, zins- und lehnsfrei zugewiesen. Er hatte ferner das Recht, eine Mühle, einen Kretscham, sowie Verkaufsbänke für Brot, Fleisch und Schuhwaren einzurichten.

So hatte das Schicksal Deutsche und Polen in Pitschen nebeneinander gestellt oder durcheinander gewürfelt. Vielleicht ging es anfangs nicht ganz ohne Reibungen ab, denn deutsche Arbeit und deutsches Recht griffen unbekümmert in alle bisher geltenden Lebensbedingungen der Slaven¹⁾ ein. Wenn diese aber, und vor allem ihr Adel und die Geistlichkeit, die Deutschen kampflos gewähren ließen, so müssen die Vorzüge der deutschen Arbeitsweise sie überzeugt haben. Das galt hauptsächlich von der urdeutschen Dreifelderwirtschaft (Brache — Winterung — Sommerung).

In der Folge konnte es nicht ausbleiben, daß durch diese friedliche, geräuschlose Kolonisation²⁾ und bei dem nahen Zusammenleben mit der slavischen Bevölkerung, in der ja noch Reste deutschen Volkstums vorhanden waren, in deren Adern ja gemischtes Blut floss, sich das deutsche Uebergewicht in Pitschen langsam geltend machte und germanisches Wesen allmählich wie ein Sauerteig die dumpf dahin lebenden Bewohner der alten Siedelung durchdrang.

¹⁾ Der Name „Slave“ ist aus „slowo“ = „das Wort“ (ursprünglich „Sprecher“) entstanden. Die Deutschen werden „niemcy“, d. h. Unverständliche, oder „solche, die nicht reden können“, genannt. Die Stadt Nymptsch hat von diesem Wort ihren Namen.

²⁾ Das vielgebrauchte Wort „Kolonisation“ ist hier eigentlich unrichtig, da es sich ja um uralten germanischen Siedlungsboden handelt. Gustav Freytag nennt in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ diese Erweiterung des deutschen Bodens, welche der Hauptsache nach in einem Jahrhundert (von 1250—1350) vollendet wurde, die größte Tat des deutschen Volkes in jenem Zeitraum.



9. Die Entwicklung Pitschens unter Heinrich I.

(1230—1238.)

Achtzig bis hundert fränkische Familien hatten bei der Gründung der Stadt Pitschen hier eine neue Heimat gefunden, und wenn wir im Durchschnitt jede Familie mit fünf Köpfen annehmen wollen, so waren es 450 bis 500 Deutsche, welche die Stadt anfangs bevölkerten. Schnell blühte sie unter der zielbewußten Leitung des Vogtes Friedrich empor. Er hatte Ratmänner eingesetzt, welche einen Eid ablegen mußten, die Rechte der Stadt jederzeit zu wahren. Schöffen waren gewählt worden, und die guten Geister der Ordnung und Gerechtigkeit walteten mit sorgender Hand über der jungen Stadt.

Die Pitschener waren zuerst in der Hauptsache natürlich Ackerbauer. Aus ihnen bildeten sich aber bald die Handwerker heraus, je mehr Zuzug das Städtchen aus dem Westen bekam, je weiter es ausgebaut wurde und seine Fühlarme ausstreckte über die Siedelungen der Umgegend, soweit sie seiner Bannmeile angehörten. In zwanzig Jahren hatte sich das Landschaftsbild von Grund aus geändert. Wo trostlose Heide, vom finsternen Urwald begrenzt, in jahrhundertlangem Schlaf gelegen hatte, dehnte sich der deutsche Marktort Pitschen mit seinen Straßen und Plätzen. Ein schmuckes Kirchlein war errichtet, aus Fachwerk zwar, aber für die zunächst noch kleine Gemeinde in ausreichender Größe. Der Herzog hatte dazu drei Hufen für den Pfarrer bewilligt. Die ersten Bauten waren natürlich Notbehelfe der dürftigsten Art, deren massiver Ausbau späteren Zeiten überlassen blieb. Es galt für die ersten Ansiedler vor allem, festen Fuß zu fassen in slavischer Einöde und Wildnis. Märkte waren eingerichtet worden, wo die polnischen Bauern Fische, Eier, Getreide, Honig, Vieh absetzen konnten. Die Polen waren nämlich bisher Fischer, Zeidler (Imker) und Pferdezüchter, aber schlechte Ackerbauer gewesen. Jetzt spornte die Erkenntnis, was durch richtige Bearbeitung, durch Fleiß und Ausdauer aus dem Boden herausgeholt werden konnte, auch sie zu sorgfältiger Bestellung des Ackers an. Freilich waren sie durch das polnische Recht noch sehr bedrückt, allein schon kündigte sich die Morgenröte einer besseren Zukunft auch für das armselige polnische Volk an. Hier möge ein kurzes Wort über das polnische und deutsche Recht Platz finden.

Das polnische Volk, welches die deutschen Einwanderer hier vorfanden, gliederte sich in drei Klassen, in Freie, Halbfreie und Leibeigene. Die Freien, nämlich der Adel, die hohe Geistlichkeit und die fürstlichen Hofbeamten, bildeten die herrschende Klasse. Die Halbfreien (Kmeten genannt), waren persönlich wohl frei, dinglich aber nicht. Sie bebauten den Acker gegen Zinszahlung, hatten Sachlieferungen an ihre Grundherren zu leisten und mancherlei Dienste für sie zu verrichten. Die elende Klasse der Leibeigenen, die dritte, hatte kein Anrecht an Grund und Boden. Sie waren Pflüger, Vogelsteller, Pferdeknechte, Schäfer, Ziegelftreicher ihrer Grundherren, oft auch ihre Köche, Feidler, Brauer und Bäcker, hatten Getreide, Honig, Eier als Abgaben zu zahlen und konnten von ihrem Herrn mit dem übrigen Besitztum verkauft werden. Eigentliche Städte gab es im polnischen Schlesien überhaupt nicht. Den Domänen standen die Starosten als Verwalter vor, den Dörfern die Vögte. Die Rechtssprechung wurde in der Weise ausgeübt, daß die Hauptverbrechen (Straßenraub, Diebstahl und Blutvergießen), vor den Fürsten selbst kamen. Die niedere Gerichtsbarkeit übte der Kastellan, Burggraf oder ein Hofbeamter des Fürsten aus. Nach dem polnischen Recht sprachen also die Richter nach ihrem persönlichen Ermessen willkürlich selbst Recht. Polnische Geldbußen wurden natürlich selten entrichtet und mußten dann durch Verstümmelungen der Glieder gebüßt werden.

Demgegenüber gab das deutsche Recht dem Volke eigene Rechtspflege und die Selbstverwaltung. An Stelle der Naturalwirtschaft trat die Geldwirtschaft. Der Geldzins machte dem Herzog Heinrich die Ansiedelung erst gewinnreich, er konnte von Pitschen nun regelrechte Einkünfte buchen, die desto höher stiegen, je mehr die Stadt emporwuchs. Der „Zehnte“, welcher an den Bischof, also an die Kirche, gezahlt werden mußte, war nach polnischem Recht der zehnte Teil der jedesmaligen Ernte. Diese Naturalleistung, die nach den Ertragnisse alle Jahre verschieden war, führte zu unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen Adel und Geistlichkeit. Der Zehnte wurde nach deutschem Recht in eine bestimmte Geldsumme umgewandelt und betrug für eine Hufe, also für ca. 100 Morgen, einen Bierdung, (nach heutigem Gelde etwa 7 Mark). Jede sechste Hufe war zins- und lehnfrei. Das deutsche Recht war nach dem Muster des Magdeburger Rechts nach Schlesien gekommen, und die erste Stadt, die dieses Recht bekam, war Neumarkt. Darum ist das Neumarkter Recht der allgemeine Begriff für das deutsche Recht in Schlesien geworden. Dieses Recht erhielten z. B. Dels, Festenberg, Ujest, Konstadt und Pitschen.

Eine Urkunde über die Auslegung Pitschens nach dem Neumarkter Recht, wonach es eine freie, deutsche, geschlossene Gemeinde bildete, besitzen wir nun freilich nicht. Solche Urkunden sind aus

der Regierungszeit Herzog Heinrichs I. überhaupt selten, die ganze Zeit bis zu seinem Tode ist urkundenarm. Einmal wurden nur wenige ausgestellt, manche mögen durch den Mongoleneinfall vernichtet worden sein, und oft schon sind Urkunden aus jener Zeit als falsch nachgewiesen worden.

In einer Urkunde des Bischofs Lorenz vom 28. Juli 1213 verleiht dieser dem Kloster Lebus den Zehnten „in parvo Pyschyn de allodio.“¹⁾ Koelling sagt von dieser Urkunde: „Man könnte sie im ersten Augenblick mit Freuden als erste Nachricht über die Stadt auf Pitschen beziehen. Indessen kommt unter den verschiedenartigsten Schreibungen des Namens unserer Stadt diejenige „Pyschyn“ nie mehr vor, und dann dürfte die Bezeichnung „in parvo Pyschyn“ eine nicht zutreffende Bezeichnung sein für eine Stadt, die sehr bald eine gar nicht unbedeutende Stellung einnimmt.“²⁾ Die Schreibweise „Pyschyn“ wäre an und für sich kein Grund dafür, daß diese Urkunde nicht für Pitschen gelten könnte, denn wir wissen ja, daß der ursprüngliche Name „Byczyna“ bis zu seinem heutigen mehr als zwanzig Wandlungen erfahren hat. Die herzoglichen und bischöflichen Sekretäre der damaligen Zeit waren sicherlich in der deutschen und lateinischen Orthographie³⁾ besser bewandert wie in der polnischen, also wäre die Bezeichnung „Pyschyn“ durchaus nicht verwunderlich. Ferner würde der Ausdruck „in parvo Pyschyn“ für ein eben erst angelegtes Städtchen von einigen hundert Bewohnern auch zutreffend sein — wenn Pitschen 1213 schon bestanden hätte. Leider aber bezieht sich diese Urkunde tatsächlich nicht auf unser Städtchen, sondern auf Pitschen im Kreise Striegau.⁴⁾ Die Schreibweise auch dieses Namens hat im Laufe der Jahre vielfach gewechselt: 1213 Pyschyn, 1339 Bigin, 1365 Bycze, 1366 Piczin.

Anders verhält es sich mit einer Urkunde aus dem Jahre 1228, in welcher Heinrich I. dem Abte des Sandstifts gestattet, in Sarisk bei Rosenberg einen freien Markt anzulegen. Diese Urkunde enthält den Zusatz: „et ne dampnum grave haberemus tabernarum nostrarum in Bycina, dictus abbas cessit nobis de theoneo quo spectabat, ad ecclesiam in Sarisk.“⁵⁾ Koelling erklärt zwar hierzu: „Abgesehen von dem Klange des Namens Bycina ist doch nicht abzusehen, wie die Pitschener Schenken durch den freien

¹⁾ d. h. in dem kleinen Erbgut (oder Freigut) Pitschen.

²⁾ Geschichte der Stadt Pitschen, pag. 37, von Hermann Koelling.

³⁾ Von einer einheitlichen Rechtschreibung kann im Anfang des 13. Jahrhunderts natürlich keine Rede sein. Jeder schrieb, wie es ihm beliebte. Wir finden in Urkunden dieser Zeit z. B. das Wort „Burg“ auch oft Burt oder Burt, das Wörtchen „und“ sowohl mit als auch und geschrieben.

⁴⁾ Schlesische Geschichtsblätter 1926. Heft III. pag. 68.

⁵⁾ Und um nicht in Pitschen einen großen Schaden in unseren Schenken zu erleiden, ließ der erwähnte Abt von seinem Vorhaben ab und siedelte zur Kirche in Sarisk über. (Der Ort heißt heute „Sarisk“ und liegt im Kreise Rosenberg.)

Markt in Jarzysk bei Rosenberg geschädigt werden sollten, daher muß „Byszina“ etwas anderes bedeuten als Pitschen.“¹⁾ Wenn wir aber bedenken, daß Kreuzburg und Konstadt 1228 noch nicht bestanden, Pitschen also für das gesamte Gebiet des heutigen Kreises Kreuzburg und darüber hinaus der einzige Ort mit deutschen Schenken war, so ist die Besorgnis durchaus gerechtfertigt, daß der neu anzulegende Markt in Sarisk die Pitschener Schenken in ihren Einnahmen schmälern könnte. Und daß der Name Byszina etwas anderes bedeuten müsse als Pitschen ist doch wohl ausgeschlossen. Byszina bedeutet eben „Pitschen“ und läßt gar keine andere Deutung zu. Wenn nun Roelling weiter feststellt, daß 1226 das Rosenberger Gebiet sich unzweifelhaft im Besitz des Herzogs von Oppeln befindet, so bleibt uns nichts weiter übrig, als die Annahme, daß eben zwischen 1226 und 1228 Herzog Heinrich das Recht erworben hat, über Sarisk zu verfügen. Uebrigens sind nach Schönwälder Rosenberg und ein Strich zwischen Stober und Oder erst 1321 an Oppeln gekommen.²⁾ Wir wollen also diese Urkunde vom Jahre 1228 als die älteste Nachricht über Pitschen begrüßen, bestätigt sie uns doch, daß Pitschen die älteste der drei Städte im Kreise ist, 1228 schon eine gewisse Blüte erreicht und sich der besonderen Fürsorge seines Herzogs erfreut hat.

Es wäre vielleicht noch die Frage aufzuwerfen, warum der Herzog Heinrich gerade hierher, mitten hinein in die slawische Wildnis, zwischen Sumpf und Wald, die erste deutsche Siedlung gelegt hat. Die Gründe sind folgende: Die ersten Besiedelungsversuche des Herzogs berühren nur einige Striche des Landes und bleiben durchweg den schon bevölkerten Gegenden fern. Er sucht zuerst die menschenleeren oder dünn bevölkerten Landstriche aus, um dort eine wehrhafte Bevölkerung zu schaffen, die das Land besser schützen kann als die weiten Strecken unbewohnter, wilder Einöde. Zu diesen öden Landesteilen gehörte damals die Heide zwischen Brosna und Pratwa. Sie war dem von Osten herandringenden Feinde schonungslos freigegeben und brachte dem Herzog so gut wie nichts ein. Es war also sein eigener Vorteil, der ihn dazu drängte, das Land und sich selbst dadurch zu stärken, daß er es durch Rückwanderung deutscher Kolonisten aufs neue zu besiedeln, dadurch besser zu bewahren und höhere Beträge zu erzielen versuchte. „Der geringe Ertrag der slawischen Wirtschaften und die Untüchtigkeit der heimischen Arbeiter wird in den Stiftungsurkunden jener Zeit einige Male als Grund der Kolonisation angegeben.“³⁾ Dann aber auch ließen sich Siedelungen, die fern von den polnischen Kastellaneien errichtet

wurden, leichter vom polnischen Recht lösen. Sie konnten sich als selbständige Gemeinden in ihren eigenen Wirtschaftsformen, unabhängig von einem Kastellan, einem Burgherrn, besser und schneller entwickeln. Auch dies trifft wohl bei der Wahl der Vertlichkeit für die Anlage Pitschens zu, denn die nächsten polnischen Kastellaneien waren Dels und Recen (oder Ritschen, ein jetzt untergegangener Ort im Oberwalde zwischen Ohlau und Brieg). Beide lagen fast 70 Kilometer von Pitschen entfernt. Es waren also wirtschaftliche neben den politischen Gründen, die, abgesehen von seiner Liebe zur deutschen Kultur, Heinrich I. veranlaßt haben, gerade in dem fernen, unwirtlichen Osten eine deutsche Stadt ins Leben zu rufen.

Jedenfalls konnte es nicht ausbleiben, daß in der Folge die freie deutsche Gemeinde in Pitschen auf alle Kultur- und Wirtschaftsverhältnisse der slawischen Völker der ganzen Umgegend vorteilhaft einwirkte. Die Stadt war imstande, ihre Freiheiten gegen den polnischen Adel erfolgreich zu verteidigen. Polnische Dörfer wurden nun auch zu deutschem Recht angesetzt, also von schweren Lasten befreit. Aber gerade bei diesen versuchte der Adel immer wieder, das deutsche Recht umzubiegen und aus den Bauern das zweifache und dreifache dessen herauszupressen, was die Deutschen zu leisten hatten. Allmählich aber besserte sich die Lage, ganze Landstriche wurden deutsch. Dieser Erfolg äußerte sich wieder rückwirkend in günstiger Weise auf die Entwicklung Pitschens. Seine Märkte machten den schlechten Ruf des früheren polnischen Markttorts Byszyna bald zunichte, wurden von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften stark besucht, Handel und Wandel hoben sich, und deutsche Reinlichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit rissen als vorbildlich den unsauberen, trägen, gedrückten Kmeten mit sich fort.

Wenn hier von deutscher Reinlichkeit und Ordnung gesprochen ist, so dürfen diese Eigenschaften, soweit sie sich auf die Straßen und Plätze des damaligen Pitschen beziehen, keinesfalls in ihrem jetzigen Sinne aufgefaßt werden. Nach unseren heutigen Begriffen erscheinen uns vielmehr mancherlei Zustände von dazumal unbegreiflich. Die Straßen und der Ring waren natürlich ungepflastert und bei Regenwetter unergründlich. Rüge werden darüber getrieben, Schweine fahren durch die Haustüren auf die Straßen und wälzen sich in übelriechenden Pfützen. Es darf uns dies bei der neuen Siedlung nicht wundernehmen, laufen doch selbst in großen Städten, z. B. in dem reichen Ulm, wie Gustav Freytag erzählt, die Schweine übelriechend auf dem Markte umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagsstunde von 12—1 beschränkt wird.¹⁾ Die Pitschener Häuser, mit dem Giebel nach der Straße gerichtet, stehen nicht dicht beieinander, schmale Schlupfen sind zwischen ihnen, durch

¹⁾ Geschichte der Stadt Pitschen, pag. 37.

²⁾ Schönfelder: Die Pfaffen zum Brieg. I. 42.

³⁾ Gustav Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. II. 1. pag. 165.

¹⁾ Gustav Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. II. 1. 119.

die das Regenwasser auf den Markt läuft und tiefe Rinnen und Tümpel bildet, in denen sich schnatternde Enten vergnügen. An manche Häuser sind auf der Straßenseite Schuppen, Buden, Kellerrhälse angebaut, die bis auf den Fahrdamm reichen und die Passage verengen. Vor den Haustüren liegen Misthaufen, die meist nur dann, wenn Markttag in Sicht war, weggeschafft wurden. Und doch stach das Städtchen gegen die slavische Siedelung vorteilhaft ab, durch seine regelmäßige Anlage, den großen Marktplatz, die hübschen Häuser, von denen einige sogar weiß und blau gestrichen sind, vor allem aber durch das ganze Wesen und Walten seiner freien und unabhängigen Bewohner. —

Raum zwanzig Jahre waren seit dem Tage verflossen, da die deutschen Siedler Pitschener Boden betreten hatten, und schon machte sich ein bescheidener Wohlstand im Städtchen geltend. Herzog Heinrich war 1238 gestorben, aber das von ihm ins slavische Land gesenkte Samentorn war in erstaunlicher Schnelle aufgeblüht und verhieß für die Zukunft reiche Frucht. Deutsche Kultur hatte, freilich vorerst im kleinen Bezirke, den Sieg über polnische Stumpfheit davongetragen. Stolz blickten die Alten auf das von ihnen geschaffene Werk, das ihre Kinder und Enkel fortsetzen und ausbauen sollten mit deutschem Fleiß und deutscher Kraft. Die junge Siedlung hatte ihre Lebensfähigkeit bewiesen, stand gefestigt in ihrer kulturellen Aufgabe da und versprach in ihrer vorgeschobenen Lage ein wichtiger Faktor für die Wiedereindeutschung des alten germanischen Siedelungsbodens auf der rechten Oderseite zu werden.



10. Nach dem Mongolensturm

(1241.)

An einem milden Vorfrühlingstage des Jahres 1241 erschienen in später Abendstunde zwei Reiter auf dem Marktplatz von Pitschen, erhitzt, verstaubt und übermüdet, auf abgehegten, schaumbedeckten Pferden. Sie brachten fürchterliche Kunde von den wilden Horden der Mongolen oder Tataren¹⁾, die weite Strecken Rußlands und Polens verwüstet hatten und sich nun unaufhaltsam, Tod und Verderben bringend, den Grenzen Schlesiens näherten. Berwehte Kunde von der Grausamkeit dieser asiatischen Reiter schwärme war zwar schon nach Pitschen gedrungen, doch die unmittelbare Nähe der Gefahr hatte niemand geahnt. Angstvoll umringten verstörte Männer, jammernde Frauen die beiden berittenen Flüchtlinge. Aber Friedrich, der Bogt und Richter, brachte bald Ordnung in die aufgeregte Menge, die den Marktplatz füllte. Seine ruhige, klare Kommandostimme schallte weit vernehmlich über den Platz. Die Frauen mußten zusammenpacken, was an Nahrungsmitteln vorhanden war, die Kinder versorgen und Mäntel, Decken und Blauen in Bündel schnüren. Die Männer bespannten in fliegender Eile ihre Bretterwagen, beluden sie mit Vorräten, sattelten die Pferde, trieben das Vieh zusammen und versahen sich mit Waffen. Sie wußten alle wohl, daß die kleine Grenzstadt trotz Wällen und Planken diesem übermächtigen Feinde keinen Widerstand leisten konnte und die einzig mögliche Rettung schleunigste Flucht in die Presfeka war.

Doch die Gefahr ging glücklich vorüber! Wohl streiften einzelne feindliche Patrouillen am östlichen Ufer des Grenzflusses entlang, eine Eingangspforte zu erspähen. Aber die Sümpfe der Prosna waren nach der Schneeschmelze des Frühjahrs unpassierbar, und dahinter stand schweigend und lauernd, unheimlich und drohend, die Presfeka, in ihrem Schoße unbekannte Gefahren für die verwegenen Reiterbanden bergend. Sie zogen weiter nach Süden ab, brachen nun von Südosten über die Grenze, stürmten die Oder hinab, überrannten die Kastellanei Oppeln und standen bald vor Breslau. Die Bewohner Breslaus flüchteten auf die Sandinsel, gaben die verlassene Stadt den Flammen preis und verbrannten

¹⁾ Vom Volke „Tartaren“ genannt, nach Tartaros, dem Fürsten der Unterwelt, in der griechischen Mythologie.

auch die hölzerne Oberbrücke. Weiber und Kinder bargen sie im Dome und in der Kirche des Sandstifts. So waren sie imstande, dem heranstürmenden Feinde erfolgreich Trotz zu bieten. Und weiter brauste das wilde Heer auf Liegnitz zu. Hier stellte sich ihm Herzog Heinrich II. entgegen. Polnische und deutsche Herren aus dem schlesischen Lande, Templer und Johanniter, Bürger und Bergleute hatten sich um ihn versammelt. Doch die Ueberzahl des feindlichen Heeres war zu groß. Die christlichen Streiter wandten sich zur Flucht, nur wenige entkamen, und Herzog Heinrich selbst verlor sein Leben. Aber auch die Mongolen hatten so schwere Verluste, daß sie ein weiteres Vordringen nicht wagten, sondern über Jauer, Schweidnitz und Reisse nach Mähren abzogen. Unabsehbares Unglück war durch die Tapferkeit und den Opfermut der Schlesier von Deutschland und dem gesamten Abendlande abgewendet worden.

Aus dem Mongoleneinfall erwuchs den deutschen Fürsten eine bittere Lehre. Man begann draußen im Reiche zu ahnen, welch ungeheuren Dienst die schlesischen Heere dem übrigen Deutschland erwiesen hatten. Man erkannte, daß nur durch eine planvolle Besiedelung des deutschen Ostens, besonders durch Anlage befestigter Plätze daselbst, ähnlichen Raubzügen in Zukunft vorgebeugt werden konnte. Nun kam das ganze Land in Bewegung. Tausende von Deutschen zogen jetzt aus dem Westen heran, bis an die Ostsee, bis nach Böhmen und Siebenbürgen drangen sie vor. Für Schlesien ist das Vierteljahrhundert von 1241 bis 1266 die Zeit der Städtegründungen: Ramlau, Brieg, Dels, Kreuzburg, Konstadt entstanden in dieser Zeitspanne.

Auch für Pitschen brachte die auf den Mongolensturm folgende Friedensperiode eine Flut frischen, deutschen Blutes. Es begann eine Zeit schnellen und fröhlichen Wachstums für das Städtchen. Neue Wohnhäuser schossen wie Pilze auf. Die Lange Straße, die Niederstraße entstanden. Viele Polen verließen ihre verstreut liegenden Hütten, bauten sich an der Ostseite von Pitschen an und bildeten die polnische Vorstadt. Ueberall regte sich Bildung und Streben. Herzog Heinrich III. von Breslau bestätigte die an Pitschen durch seinen Großvater verliehenen Rechte. Für den Vogt¹⁾ erstand ein stattliches Haus. Zwar war es keine Burg, sondern nur ein aus Fachwerk errichtetes und wie alle andern Häuser mit Stroh gedecktes Wohngebäude. Gleichwohl ragte es als größtes und vornehmstes über diese hinaus und bildete, bis das Rathaus gebaut wurde, das Stadt- und Richthaus.

Wenn sich die ersten deutschen Ansiedler in Pitschen mit aller Kraft zunächst auf die Urbarmachung des Bodens geworfen und in der Hauptsache Roggen, Hafer und Hirse angebaut hatten, so ergab

sich jetzt die Notwendigkeit des Anbaus von Gerste. Als Getränk hatten die Deutschen bei den Polen den Met, eine Art Honigwein, vorgefunden, mit dem sie sich aber nicht befreundeten konnten. Nun wurde auch Gerste angebaut, um Bier brauen zu können. Mit dem fortschreitenden Gedeihen und Wachstum der jungen Stadt hob sich auch der Handwerkerstand, Verkaufsbänke für Brot, Fleisch und Schuhwaren entstanden, eine Malzmühle, ein Brauhaus wurden errichtet, neue Kretschame eröffnet. Auf der Mitte des Marktplatzes stellten die „Bäudner“ ihre „Krambuden“ auf, acht oder zehn Holzhäuser, in denen sie Zwirn, Gewürz, Eisen, geringe seidene Waren, Butter, Fische und Rüsse feil hielten. Sonstiger Handel war im Städtchen untersagt, nur die Markttage bildeten eine Ausnahme, da war aller Handelsbetrieb frei.

Nun erwarb die Stadt Pitschen vom Herzog zu dem Mühlenrecht das ungleich wichtigere Vorrecht des Wegzwanges, und beide bildeten mit dem Meilen- und Marktrecht eine bedeutende Einnahmequelle der Stadt. Durch den Wegzwang war Pitschen berechtigt, von allen Wagen ein Weg- und Brückengeld von einem Pfennig zu erheben, wofür allerdings die Wege und Brücken ausgebessert und in Stand gehalten werden mußten. Alle Wagen und Kaufmannsgüter, die, aus Osten oder Westen kommend, den Ort passierten, wurden mit Durchgangszöllen belegt. Für die Bürger aber schuf die Stadt dadurch eine große Verkehrserleichterung, daß sie gegen Zahlung einer Geldsumme den Herzog veranlaßte, auf den sogenannten „Fußzoll“ zu verzichten, der bis dahin von allen Trag- und Karrenlasten erhoben worden war. Mit dem Marktrecht hatte Pitschen auch das Meilenrecht erhalten. Im Umkreis einer Meile, der Bannmeile, durfte kein Handwerk betrieben, kein Bier gebraut, kein Kretscham eingerichtet, kein Markt abgehalten werden. Die innerhalb dieser Bannmeile liegenden Dörfer waren also gezwungen, ihren Bedarf in Pitschen zu decken. Wenn nun auch anfangs diese Einnahmen keine bedeutenden gewesen sein mögen, so wuchsen sie doch mit der zunehmenden Deutschwerdung der Umgegend durch Anlage oder Begabung von Dörfern mit deutschem Recht sehr zum Vorteil der Stadt Pitschen. Und als die sieben Freijahre ihr Ende erreicht hatten, waren die Pitschener sehr wohl imstande, den ersten fälligen Zins für Acker und Häuser, vom Handwerk und vom Bierbrauen, sowie den Marktzins pünktlich an den Herzog abzuliefern.

Die Einziehung dieser fürstlichen Steuern besorgte der Erbvogt, der seinerseits wieder Einkäufe aus dem Brau- und Malzhaus und den Brot-, Fleisch- und Schuhbänken hatte. Er besaß auch ein Freihaus, für das keine Abgaben zu entrichten waren. Auch die Justiz und Polizei ruhten in des Vogtes Hand, denn Recht und Verwaltung waren anfangs in Pitschen, wie allerwärts da-

¹⁾ Der Vogt, abgeleitet von advocatus, wird in deutschen Urkunden damals „foyt“ genannt.

mals, noch nicht getrennt. Der Erbvogt war also Richter und Bürgermeister in einer Person und übte die niedere Gerichtsbarkeit nicht nur für Pitschen, sondern auch für alle zu seinem Sprengel geschlagenen Dörfer aus. Wer in der Stadt oder ihrer Bannmeile wohnte, durfte von kein anderes Gericht als das Pitschener Vogtgericht geladen werden, das aus dem Vogt und 7 Schöffen¹⁾ bestand. Der Vogt erhielt von allen Straffällen den dritten Pfennig. Das Recht über Leben und Tod, die obere Gerichtsbarkeit, bekam er, bezw. Pitschen, erst später. Der Erbvogt hatte ferner freie Jagd und Fischerei und besaß ein Dienstland als zins- und lehnsfreies Eigentum. Wie groß dieses Erbland des Pitschener Vogtes gewesen ist, läßt sich genau nicht feststellen, wir wissen nur, daß es auf Polanowiz zu lag. Nach anderen Städten zu schließen, die unter ähnlichen Verhältnissen wie Pitschen gegründet wurden, mögen es 16 bis 17 Hufen (425—450 Hektar = 1700—1800 Morgen) gewesen sein. All diese Rechte bildeten bedeutende Einnahmen des Erbvogtes, und es ist daher nicht zu verwundern, daß Pitschen bald danach trachtete, die Erbvogtei in eigene Hand zu bekommen, was der Stadt auch später gelang.

So hob sich das junge Gemeinwesen Pitschens von Jahr zu Jahr, die Einwohnerzahl nahm stetig zu, und das auf dem Kirchplatz vor 15 Jahren errichtete Notkirchlein, das mehr einem großen Schuppen glich als einem Gotteshause, und nur durch das Kreuz auf dem Dache und durch das Glöcklein, das an hohem Querbalken vor seinem Eingang hing, als solches kenntlich war, erwies sich schon lange als zu klein. Handel und Gewerbe blühten auf, und der Segen rastloser Arbeit machte sich allenthalben geltend. Trotz alledem lastete eine bange Sorge auf der so lebensvollen Gemeinde. Immer noch zitterte der Schrecken vor dem grauenvollen Feinde in den Herzen der Gemeindeglieder nach. Wohl war Pitschen diesmal von Brand und Verwüstung verschont geblieben; aber die Kunde von den entsetzlichen Verheerungen durch die Mongolen in Niederschlesien, die Gefahren der nahen Grenze, die immerhin mangelhaften Befestigungen Pitschens durch Gräben und Planken, ließen die Bürger die Befürchtung nicht los werden, daß bei einem wiederholten Einfall von Osten her die Stadt dem andringenden Feinde nicht werde standhalten können und dann jahrzehntelange, mühevollen Arbeit schonungslos der Vernichtung anheimfallen müsse. Das Beispiel Breslaus hatte ihnen gezeigt, was auch ihrer kleinen Stadt an der Ostgrenze nottat: Mauern und Türme und ein massives Gotteshaus. Und deshalb schritten sie mit bewunderungswürdigem Unternehmungsgeist an den Bau der Stadtkirche und der Festungswerke.

¹⁾ „Schöffen“ genannt, weil sie das Recht „schaffen“ sollten.

11. Bau der Pfarrkirche

(1242—1250.)

Als die deutschen Kolonisten Pitschener Boden betreten hatten, fanden sie auf einem Hügel des oberschlesischen Landrückens ein Kirchlein allereinfachster Art vor, in dem die Slaven ihre Andachtsübungen verrichteten. Nach den Landbüchern des F. Brieg hat nämlich „ein Kirchlein für (vor) unserer Stadt Pitschen gelegen, zu welchem 15 Bauern mit dem Scholzen zu Roschkowiz und Rochelsdorf sind gehörig gewesen, welches Kirchlein schon vor 1572 gar eingegangen ist.“ Da Roschkowitzer und Rochelsdorfer Bauern zu dem Kirchlein gehörten, hat es wohl auf einem der Hügel des Landrückens im Osten oder Süden der Stadt gelegen, auf dem Kreuzberg, dem Windmühlhügel oder auf einer der Erhebungen in der Gegend des heutigen jüdischen Beerdigungsplatzes. War dies vielleicht das alte slawische Kirchlein? — Die eingewanderten Deutschen waren von den Slaven zwar in Sitte, Sprache und Gesetz völlig verschieden, aber durch denselben Glauben mit ihnen verbunden. Sie mögen deshalb ihre Gottesdienste anfangs in der slavischen Kapelle abgehalten haben. Da dieselbe aber in der schwach bevölkerten Gegend auf einen Zuwachs von einigen hundert Seelen nicht berechnet war, bauten sie bald auf dem hierfür bestimmten Kirchplatze ein eigenes Gotteshaus, freilich auch nur eine Notkirche von Balken und Brettern, deren Umbau später erfolgen sollte. Vorerst hatten sie mit der Bewältigung des Bodens und dem Ausbau der eigenen Wirtschaften genug zu tun. Erst, nachdem der Bestand der deutschen Stadt Pitschen als solche gesichert war, der Herzog sie mit deutschem Recht begabt hatte und durch den — wenn auch bescheidenen — Wohlstand der Bewohner ihr weiterer Fortbestand gesichert schien, konnten sie daran denken, an Stelle des bisherigen Notbaus eine Kirche zu errichten, wie sie der aufblühenden Gemeinde würdig war. Die Erfahrungen des Mongolensturms drängten zur Beschleunigung der Ausführung und reiften den Gedanken zur Tat.

Pitschen hatte ja weder ein Schloß noch eine Burg. Es war nicht als Burgenstadt, sondern, wie bereits erwähnt, als Burgenvorort angelegt worden, als schlichter, wenngleich befestigter Markt. Es findet sich auch in Pitschen keine Spur von einem Schlosse wie z. B. in Kreuzburg und Konstadt. Irgend eine solche Spur aber

müßte doch vorhanden sein in einer Stadt, wo die sonstigen mittelalterlichen Bauten besonders gut erhalten sind; es müßte sich wenigstens ein „Schloßplatz“ oder eine „Schloßstraße“ aus jener Zeit in die jetzige herübergerettet haben. Nichts davon! Also eine Burgenstadt war Pitschen nicht. Um so lebhafter gewann der Wunsch in den Herzen der Pitschener Raum, wenigstens ein massives Gebäude in der Stadt zu besitzen, und das sollte die neue Kirche sein.

Pitschen zählte um 1250, auch mit dem Zustrom der neuen Kolonisten nach dem Mongoleneinfall und mit Einrechnung der angesiedelten Polen schwerlich mehr als 800—1000 Einwohner. Doch müssen wir diese Zahl anders werten als heutzutage, indem es ja damals in Deutschland überhaupt keine Großstädte im heutigen Sinne gab. Selbst das mächtige Nürnberg wies 1450, als es auf der Höhe des Ruhmes und Glanzes stand, Knecht und Diensthofen eingerechnet, eine Einwohnerzahl von nur 20 000 auf. Pitschen mit seinen 1000 Einwohnern, als Markt- und Durchfuhrplatz in den slavischen Osten gestellt, der einzige deutsche Ort im weitesten Umkreise, spielte also eine verhältnismäßig große Rolle unter den niederschlesischen Städten. Wenn deshalb die Kirche ursprünglich auch nicht in ihrer jetzigen Schönheit erstand, so zeigte doch ihre nach Maß und Form großartige Anlage einen erstaunlichen Unternehmungsgeist unserer Voreltern bei dem geplanten Kirchenbau.

Koelling fragt: Wann wurde die Kirche erbaut? Und zu welchem Zweck wurde in einem so kleinen Städtchen eine Kirche gebaut von einer Größe und Pracht, wie man sie heute für die Hauptstadt eines Regierungsbezirks kaum erbauen würde? — Eine Antwort auf diese beiden Fragen findet er nicht. Aber es lassen sich aus Urkunden und den ganzen kirchlichen Verhältnissen der Stadt Pitschen im 13. Jahrhundert doch mancherlei Schlüsse ziehen, die einige Helligkeit in das tiefe Dunkel bringen, das die Entstehung unserer Pfarrkirche umgibt. In welchem Jahre die Kirche erbaut worden ist, darauf ist nun leider eine bestimmte Antwort nicht möglich. Denn trotzdem wir aus dem 13. Jahrhundert schon zahlreiche Urkunden über die kirchlichen Zustände der Stadt Pitschen besitzen, schweigen doch alle über die Erbauung und Gründung der Kirche, woraus wir folgern müssen, daß sie schon von 1300 bestanden hat. Als ältestes uns über die kirchlichen Verhältnisse zur Verfügung stehende Jahr werden wir nach einem Schiedspruch des päpstlichen Legaten Philipp, Bischofs von Ferno, welcher konstatiert, daß die Zehnten von Pitschen dem Breslauer Bistum gehören, das Jahr 1242 anzusehen haben. Sechs Jahre später überwies Bischof Thomas von Breslau infolge der Beschlüsse der Breslauer Synode diese Zehnten von Pitschen dem Domkapitel. Es müssen also um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon geordnete kirchliche Verhältnisse, eine Pfarrei und ein Gotteshaus in Pitschen bestanden haben.

Das genaue Gründungsjahr unserer Kirche aber ist und bleibt uns unbekannt und wird wohl nie festgestellt werden können. Jedenfalls sind wir nach allem vorher Gesagten berechtigt, anzunehmen, daß sie bald nach dem Mongolenjahr, also zwischen 1242 und 1250 erbaut worden ist.

Bezüglich der zweiten Frage ist zu sagen: So prächtig wie die Nicolai Kirche sich heute darstellt, ist der ursprüngliche Bau natürlich nicht gewesen. Dazu wären bei der überaus schwierigen Beschaffung der Baumaterialien mit primitiven Mitteln auf grundlosen Wegen, bei den großen Kosten und den ganzen Verhältnissen der jungen Stadt Jahrzehnte nötig gewesen.¹⁾ Wenn aber Senior Kutsch von Pitschen die Größe der Pfarrkirche nach ihrer Erbauung nur auf ein Drittel der jetzigen schätzt, so kann dem nicht beigepflichtet werden. Ein Kirchlein von der Größe etwa des jetzigen Presbyteriums der Nicolai Kirche würde dem großzügigen Sinn unserer Vorfahren, der sich in ihren sonstigen mittelalterlichen Bauten, den Festungswerken und dem Rathause offenbart, in keiner Weise entsprochen haben. Auch bei der Anlage der ganzen Stadt, bei der Ausmessung des Marktplatzes, waren sie durchaus nicht engherzig verfahren. Da Pitschen damals, als erste deutsche Anlage im meilenweiten Umkreis, eine weit höhere Bedeutung hatte als heute, wo es, abseits gelegen, von andern, jüngeren Städten längst überflügelt ist; da es ferner als räumlich größere Stadt gedacht war, kann nicht angenommen werden, daß sich seine Bewohner mit einem Kirchbau begnügt hätten, der für die damalige Bewohnerzahl kaum ausreichend gewesen wäre. Die Seitenschiffe und das Kreuzschiff mögen später hinzugekommen sein, im übrigen war die erste Anlage in ihren Grundformen, dem Langhaus wie dem Chor, dieselbe wie noch heute. Immerhin bleibt des Wunderbaren genug übrig, um zu fragen: Welche Gründe haben unsere Ururväter, die in so einfachen, strohgedeckten, niedrigen Holzhäusern wohnten, veranlaßt, eine so stattliche und für ihre religiösen Bedürfnisse anscheinend zu große Kirche zu erbauen? Vielleicht waren es derer dreierlei!

Einmal waren es persönliche, auf einem gewissen Stolz und Selbstbewußtsein beruhende. Unsere Vorfahren bauten nicht für sich, sondern für die kommenden Geschlechter. Von ihrer fränkischen und thüringischen Heimat her waren sie riesige Kirchenbauten, prachtvolle Dome, gewöhnt, und ahmten diese in Pitschen im kleinen nach. Es ist überhaupt auffallend, wie allerwärts im 13. und 14. Jahrhundert „das Privatleben und Behagen des einzelnen auch im Häuserbau vor den Arbeiten der Gemeinde zurücktrat, denn zwischen Herden und Strohdächern erhoben sich großartige

¹⁾ An der Nicolai Kirche zu Brieg wurde fast 50 Jahre lang (1370—1417) gebaut.

Kirchen, riesige, kunstvolle Bauten, in denen die Bürgerschaft mit Stolz zeigte, was Geld und Arbeit vermochte.¹⁾ Nach dem verheißungsvollen Anfang und dem schnellen Emporblühen ihrer jungen Stadt schlossen die Bittschener auf ein weiteres Wachstum derselben und fanden eine gewisse berechtigte Befriedigung in dem Gedanken, daß ihre Nachfahren dereinst bewundernd von ihnen sagen würden: Seht, das haben unsere Väter geleistet, einen solch imposanten Bau waren sie aufzuführen imstande!

Der zweite Grund war ein praktischer, aus der Erfahrung gebotener. Bittsch hatte, wie gesagt, kein „castrum“, auch die Stadtmauern und Festungstürme bestanden, als der Kirchbau in Angriff genommen wurde, noch nicht. Die Palisaden und Planken, Gräben und Wälle boten, wie sich bei dem Mongoleneinfall in Oppeln und Breslau gezeigt hatte, keinen genügenden Schutz. Darum sollte die Kirche nicht nur gottesdienstlichen Handlungen dienen, sondern in Zeiten der Not und Gefahr eine Zufluchtstätte der Bedrängten, hauptsächlich für Frauen und Kinder, werden.

Und den dritten Grund können wir in den finanziellen Verhältnissen der Gemeinde Bittsch suchen. Diese müssen dreißig Jahre nach dem Mongoleneinfall bereits sehr günstige gewesen sein, denn Bischof Thomas von Breslau, zu dessen Bistum Bittsch gehörte, konnte 1271 schreiben: „Die Einkünfte des Domkapitels liegen meist um Militsch und Bittsch.“

Dazu kam, daß gerade nach dem Mongoleneinfall die Umstände dem Unternehmen günstig waren, umsomehr, als sich zu dieser Zeit ein reicher Strom frisch pulsierenden Lebens in das östliche Gebiet her ergoß und die Einwohnerzahl des Städtchens rasch stieg. Wohl stellte der geplante Bau gewaltige Anforderungen an die Opferwilligkeit und Kraft der Bittschener, standen sie doch dem Riesenwerk allein gegenüber. Wenn wir aber die Macht und das Ansehen der Kirche im Mittelalter, ihren Glanz, ihre Pracht, sowie die gesamte kirchliche Einstellung des Volkes der damaligen Zeit, das für die Kirche alles gab, in Betracht ziehen, so wird uns diese Opferfreudigkeit verständlicher. Auch hatten unsere Vorfahren ungeheuer viel Zeit; sie kannten noch nicht das rastlose, nervöse Durcheinander des werktätigen Lebens von heute; sie konnten sich mit Liebe und Beschaulichkeit in ihre Arbeit versenken, — und so wuchs im slavischen Osten als Wahrzeichen deutscher Tatkraft und deutschen Glaubens unser prachtvolles Gotteshaus empor.

Es war eine Zeit voll frischen Lebens, leichter Schaffenslust

¹⁾ Gustav Freytag, Bilder etc., II. 1. 122. Sicherlich hat auch der Herzog darauf gedrängt, daß der Kirchbau möglichst bald in Angriff genommen würde. In den Gründungs- und Urkunden deutscher Städte und Dörfer wird diesen der Bau eines Gotteshauses häufig zur Pflicht gemacht. So heißt es in der Gründungsurkunde von Konstanz vom 22. Januar 1261: „In den Dörfern, welche 50 Hufen haben, sollen sie eine Kirche bauen!“

und fröhlichen Opfersinns, die mit der Grundsteinlegung der Pfarrkirche für Bittsch anbrach. Von jedem Bürger wurde ein Bauzins, ein Baugroschen, erhoben, und alle mußten Hand- und Spanndienste leisten. Auch die freiwilligen Gaben flossen reichlich. Tag für Tag schwankten nun die schweren Wagen, mit Ziegeln und Mörtel beladen, zum Kirchplatz, und fleißige Maurer hantierten mit Richtscheit und Kelle und fügten Stein auf Stein zur festen Mauer. Andere Wagen holten die mächtigen Stämme aus der Presela herbei, und die Zimmerleute richteten sie zu Balken und Klößen her. Geschickte Steinmetzen bearbeiteten ungefüge Sandsteinblöcke und schufen ragende Säulen, die sie mit Rankenwerk und allerlei Zierrat versahen — bis der Winter dem edlen Wettstreit der Kräfte ein Ende setzte und den Schauplatz der Tätigkeit mit weißseidener Decke bekleidete. Aber schon wiesen die Grundmauern den zugereiften Händlern und Fuhrleuten, die staunend davor standen, Größe und Form des werdenden Bauwerks.

Raum hatte die Frühlingssonne die letzten Spuren des Winters getilgt, die grundlosen Wege getrocknet und wieder passierbar gemacht, da goß sie auch neuen Lebensmut und neue Wagemut in die Herzen der Bittschener, da regten sich wiederum tausend Hände im munteren Bund zur Fortsetzung der Arbeit an dem heiligen Werk.

Der Kirchenraum erhielt, das liegt wohl außer allem Zweifel, das um einige Stufen erhöhte Chor mit dem Altar und das Mittelschiff mit der Kanzel. Da im Mittelalter die Geschlechter auch in den Kirchen getrennte Plätze hatten, bestand die Mittelschiff höchstwahrscheinlich aus drei Teilen: Dem für die Frauen bestimmten nördlichen, dem für die Männer bestimmten südlichen Mittelschiff und dem Kanzelraum für die Geistlichen. An der Westseite wurde der Glockenturm errichtet, der in seinem unteren Raum einen Durchgang erhielt, der die Vorhalle bildete. Und wir haben nun die typische römisch-katholische Kirchenanlage vor uns, nämlich das nach Osten gelegene Chor, die von dem Chor geschiedene Mittelschiff und die nach Westen gelegene, zum Durchgang für die Gemeinde bestimmte Vorhalle.

Jahr auf Jahr zog seine Kreise, Jahr auf Jahr wuchs die Kirche höher empor, und mit ihr wuchsen die Freude und die Zuversicht der Bürgerschaft an dem wohlgelungenen Kirchbau. Die Tischler und Schlosser kamen, die Maler und Glaser, die Bildhauer und Glockengießer, — und endlich erschien der Tag, der das gewaltige Werk seiner Vollendung entgegenbrachte. Den Platz um die Kirche hatte man mit einer niedrigen Mauer umgeben und mit Linden bepflanzt. Er sollte der Gemeinde als Friedhof dienen und hat jahrhundertlang seinen Zweck als solcher erfüllt.

Es mag ein herrliches Fest gewesen sein, als der eherne Mund der Glocken zum ersten Mal seinen werbenden Ruf ins Tal

schickte, das Volk zur Kirchweih zu laden. Weiter kamen sie herbeigeeilt, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen. Die Adelligen der Umgegend, Landleute und Bauern, Reisige und Klosterleute, alle waren sie gekommen, und die Straßen und Gassen der Stadt füllte eine festlich gekleidete Menge. Wir wissen nicht, wer die Weihe der Kirche vollzogen hat. Ob vielleicht der Bischof selbst von Breslau herüberkam? Wir wissen aber, daß die Kirche dem Apostel Petrus geweiht wurde und als „Peterkirche“ viele Jahre lang, ein redendes Denkmal von der gottesfürchtigen Gesinnung der Pitschener Gemeinde, weit über die Stadt hinausgeragt hat. Erst viel später wählte die Gemeinde als ihren Schutzheiligen den Bischof Nikolaus von Myra, nach dem die Kirche seither ihren Namen „ad St Nicolaum“ führt.



Bischof Nikolaus von Myra.
Nach einer Statue in der Sakristei der Nikolaikirche.

Dieser sagenhafte Heilige aus Myra in Lykien (an der Südküste von Kleinasien) wurde anfangs nur im Morgenlande, später, nach Ueberführung seiner Reliquien im Jahre 1087 nach Bari (in Italien) auch im Abendlande verehrt. Zahlreiche Legenden umweben seine Gestalt, die geradezu volkstümlich geworden ist. Sein Todestag, der 6. Dezember, wird allenthalben bis heute als Nikolaustag begangen. Auch bei uns in Pitschen zieht um diese Zeit

der „Nickel“ von Haus zu Haus, mit einem Sack voll Äpfeln und Nüssen bepackt, um die folgamen und frommen Kinder zu belohnen, mit Besen und Rute bewaffnet, um die unartigen zu bestrafen.

Die Wahl des Schutzheiligen war im Mittelalter übrigens Modesache. Nikolaikirchen sind nicht nur in Schlesien (Katibor, Brieg, Breslau, Ologau, Liegnitz), sondern im ganzen östlichen Kolonisationsgebiet überaus häufig, besonders in der Mark. St. Nikolaus wurde von dem kräftig aufstrebenden Bürgertum eine Zeit lang mit einer gewissen Vorliebe zum Schutzheiligen erkoren, und das geschah auch in Pitschen. Irgend eine Beziehung zu unserer Kirche hat er nicht. Bei der Kirchweih der Nikolaikirche wurde die Statue des Bischofs auf dem Altar aufgestellt und stand dort bis zur Renovation im Jahre 1886. Jetzt befindet sie sich in der Sakristei. Auch das Kircheniegel enthält sein Bildnis mit dem Bischofsstabe und den drei Goldklumpen der Legende. Diese drei Goldklumpen weisen auf die Wohltätigkeit des Bischofs hin, der die reiche Erbschaft, welche ihm nach dem Tode seiner Eltern zugefallen war, zum Troste und zur Linderung von Notleidenden verwandte. So soll er durch reiche Geldspenden einmal drei Schwestern zur Heirat verholfen, ein anderes Mal drei Verurteilte vom Tode errettet haben. Auch die große Turmfahne, welche seit 1888 den Turm ziert, ist mit dem Bilde des Bischofs Nikolaus versehen.



Kircheniegel (1726)

Wir wissen auch den Namen des Pfarrers, der zur Zeit des Kirchbaus in Pitschen amtiert hat, nicht. Als erster Pfarrer begegnet uns 1283 Hartmud, auch Hartung (dominus Hartungus, rector ecclesiae de Bychina), ein Deutscher also und derselbe, welcher 1286 von dem Bischof Thomas II. mit dem großen Bann belegt wurde, weil er das über den Herzog Heinrich IV. verhängte Interdikt nicht beachtet hatte. (Vergl. S. 27.) Er wurde deshalb von dem Bischof seines Amtes enthoben. —

Dieser Vorfall ist von ganz besonderer Bedeutung für die Beurteilung der Stellung der deutschen, mitten in das Polentum

des Ostens gepflanzten Siedelung Pitschen, wirft er doch ein bezeichnendes Licht auf das Verhältnis des Polentums zum Deutschtum in unserem Städtlein. Die Polen hielten es mit dem Bischof, die Deutschen mit dem Herzog. Wenn nun der Pfarrer Hartmud von Pitschen, ein oft genannter, angesehener, viel vermögender Herr und neben dem Vogt der einflußreichste Mann der ganzen Gegend, sich offen auf die Seite des Herzogs stellt und dieserhalb sogar sein Amt zum Opfer bringt, so ist das ein sicherer Beweis dafür, daß Pitschen um das Ende des 13. Jahrhunderts durchaus deutschen Charakter trägt.

Nicht lange nach Vollendung der Hauptkirche muß auch die Hedwigskapelle erbaut worden sein, denn sie wird im 14. Jahrhundert schon vielfach erwähnt. Sie lag zwar nicht auf Pitschener, sondern auf Polanowiger Territorium und diente den Dorfbewohnern zur Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse. Aber der Magistrat von Pitschen erwarb bald nach ihrer Entstehung, im Jahre 1383, das Patronatsrecht von dem Herzog Ludwig I., der es bis dahin besessen hatte, und zwar, wie es in der Urkunde heißt, „unter Wertschätzung der öfteren getreuen Dienste, die durch die Ratsherren und Bürger unserer Stadt uns immer geleistet worden sind, und damit diese Dienste in Zukunft uns und unseren Erben noch eifriger geleistet werden.“ Die Hedwigskapelle hatte ein Gewölbe und ein steiles Dach, aber keinen Turm, und war der Heiligen Hedwig, der frommen Gemahlin Heinrichs I., geweiht. Das Kirchlein hat in den späteren Kriegswirren vielfache Beschädigungen erlitten, besonders bei der Belagerung durch die Russen. Nach der Schlacht bei Pitschen wurde es mit der Vorstadt in Brand gesteckt, das Gewölbe stürzte ein und ist nicht mehr erneuert worden.

Zum Schluß dieses Kapitels sei noch kurz der Bischofsfrage von Pitschen gedacht. Geschichtsschreiber von Ruf, so Lucä, Pol, Sommersberg, Henelius, berichten, daß Pitschen für einige Jahre Sitz des Bischofs gewesen sei. Nach diesen Berichten soll im Jahre 1041 wegen feindlicher Einfälle von böhmischer Seite her der Bischofssitz von Schmograu (der ersten Kirche in Schlesien), nach Pitschen verlegt worden sein und hierorts elf Jahre (bis 1052), bestanden haben, wonach er wiederum nach Breslau verlegt worden sei. Henelius sagt darüber: „Im Jahre 1041 wurde von Bischof Leonard I. unter der Regierung des Polenkönigs Kasimir I. der Bischofssitz nach Ritschen (heute nennen wir es Pitschen), einer Stadt im Brieger Kreise, verlegt.“ Und an anderer Stelle wird erzählt, „daß im Städtlein Pitschen, oder, wie es etliche nennen, Ritschen, noch alljährlich zu Pfingsten etliche Polen zusammenkommen, und allda ihre Andacht halten.“ Die Möglichkeit, daß Bischof Leonard vorübergehend in Pitschen geweiht hat, um vor

kriegerischen Einfällen der Böhmen hier Schutz zu suchen, ist natürlich nicht ausgeschlossen. Für diese Annahme würde die abseitige Lage unseres Ortes, welche Belästigungen durch die Böhmen nicht befürchten ließ, sowie auch die Tatsachen sprechen, daß sich in einer Zeit, wo das Christentum in Schlesien fast ganz verschwunden war (s. S. 19), in Pitschen immer noch „etliche Polen“ zu christlichen Andachten zusammenfanden. Es könnte dafür auch die Großartigkeit unseres Gotteshauses sprechen, das sehr wohl eine Bischöfliche Kathedrale hätte sein können. Doch ist es ganz sicher, daß diese Kirche um das Jahr 1050 noch nicht bestanden hat. Wenn wir dagegen bedenken, daß unser Städtchen um die Mitte des 11. Jahrhunderts noch slavischer Markt, klein, wenig bedeutsam und gänzlich unbefestigt, kurz, ein elendes Nest, war, also keinesfalls als Zufluchtstätte für einen Bischof in Frage kommen konnte, wenn wir ferner die in den Berichten der Chronisten immer wiederkehrenden Namen „Ritschen“ und „Pitschen“, die ihres Gleichklanges wegen ja leicht zu verwechseln waren, ins Auge fassen, so müssen wir sagen, daß wir keinen sicheren Anhalt dafür haben, daß Pitschen tatsächlich einmal Bischofssitz gewesen ist. Es ist doch viel wahrscheinlicher, daß der bedrängte Bischof sich nach Ritschen, der mächtigen Kastellanei, der befestigten Landesburg in der Nähe von Brieg, begeben hat. Dort war er vor der Wut der Heiden durch Wehr und Wall hinreichend geschützt und genoß während seines unfreiwilligen Aufenthalts auf der Ritscheburg (s. S. 36), den Schutz des Burggrafen, der im Namen und an Stelle des polnischen Fürsten das ganze Oderland weithin regierte. Demgegenüber hätte ihm das kleine Pitschen keinerlei Sicherheit bieten können. Von einer Gewißheit, daß unser Städtlein einmal Bischofssitz war, kann demnach keine Rede sein, man könnte kaum von einer Wahrscheinlichkeit sprechen, wenn auch die Möglichkeit nicht bestritten werden kann. Wir werden uns damit abzufinden haben, daß der ganzen Bischofsfrage eine Verwechslung der Orte Ritschen und Pitschen zu Grunde liegt.

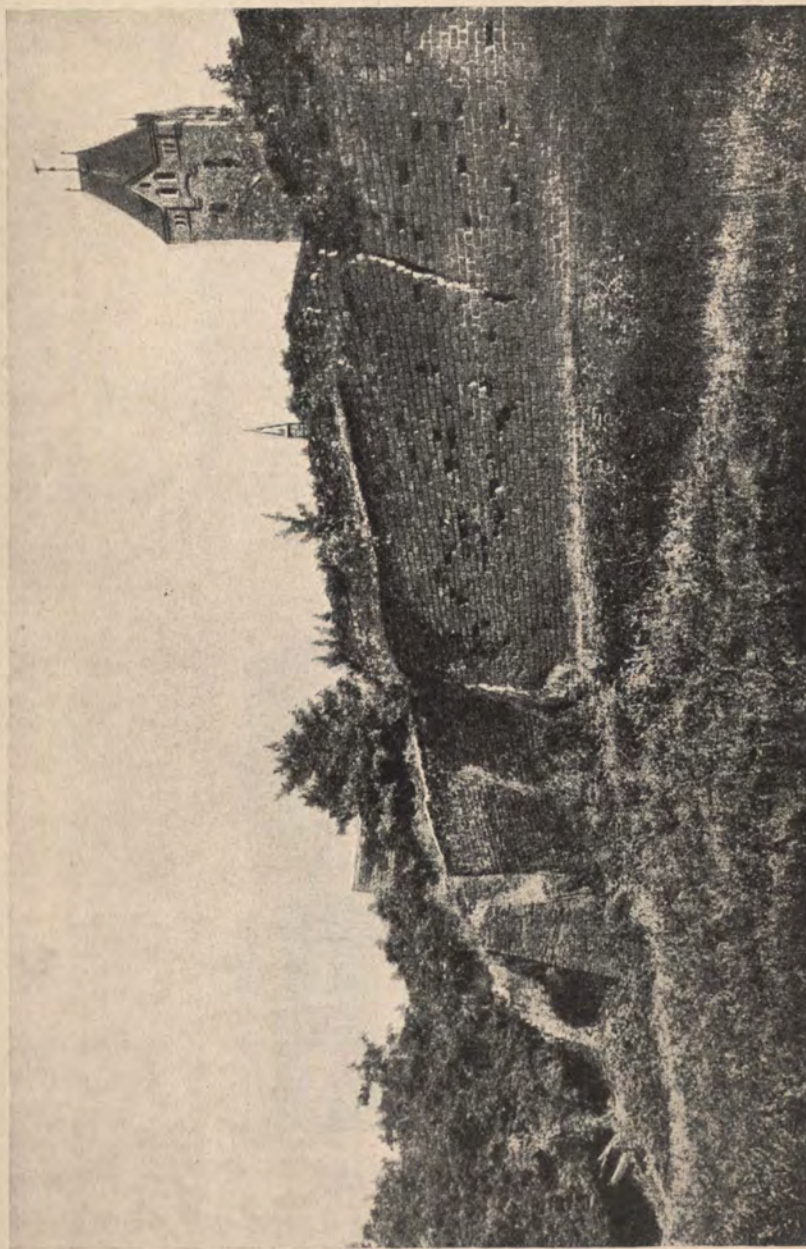
Als Bischöfliche Kathedrale ist also unsere Nikolaikirche nicht entstanden, sie ist aber dennoch ein stolzer, herrlicher Bau geworden, der die Jahrhunderte überdauert und allen Kriegstürmen, Belagerungen und Feuersbrünsten Trotz geboten hat; allen Wandlungen gegenüber, die Pitschen im Laufe der Zeit erfahren mußte, ist er derselbe geblieben als ein steinernes Denkmal einer dahingeschwundenen großen Epoche. Gewiß hat das Kirchengebäude später manche Veränderungen erfahren, so mögen das hohe Gewölbe und die Seitenschiffe erst in späteren Jahren gebaut worden sein. Auch sein Inneres, das in den unruhigen, kriegserfüllten Zeiten des Mittelalters mannigfache Beschädigungen zu erleiden hatte, mußte häufig restauriert werden. Leider sind dabei auch manche alte

Kunstschätze und Heiligenbilder beschädigt worden oder verloren gegangen. Nach auf dem Kirchboden vorgefundenen Ueberresten zu schließen, hat sich manche gute, alte Arbeit, manch künstlerisch Wertvolles unter den alten Plastiken befunden, welche ehemals den Kirchenraum geziert haben. Nur drei Bildwerke, die auch die großen Renovationen von 1790—91 und 1886—88 überstanden haben, sind uns aus früheren Jahrhunderten erhalten geblieben: Die große Christusfigur hinter dem Altar, das Epitaphium des ersten protestantischen Geistlichen Albertus Opala an der Wand des südlichen Seitenschiffes und die Statue des Bischofs Nikolaus von Myra, die neben den Skulpturen der Jungfrau Maria und der Maria Magdalena bis 1886 auf dem Altar stand und jetzt in der Sakristei ihren Platz gefunden hat.

Auch der Friedhof, der die Nikolaikirche einst umgeben hat, besteht nicht mehr. Schon im Jahre 1750 begann man die Verstorbenen bei St. Hedwig zu begraben. Aber erst 1842, als schon seit langem keine Bestattungen mehr an der Hauptkirche erfolgt waren, wurde die uralte Mauer, die sechs Jahrhunderte gesehen hatte, als baufällig und zwecklos und dem Verkehr hinderlich, niedergerissen, und mit ihr fielen auch die mächtigen Linden, die den einstigen Friedhof beschattet hatten.

Unsere schöne Kirche aber legt noch heute ein ehrendes Zeugnis ab von der nimmermüden Tatkraft, dem opferfreudigen Glauben und der frommen Begeisterung unserer Vorfahren.

„Die groß gedacht und kühn gebaut,
Sie ruhen in den Särgen.
Wir Spätern kriechen drüber hin
Als ein Geschlecht von Zwergen.“



Alte Stadtmauer in Pilsen



Polnischer Torturm



Deutscher Torturm

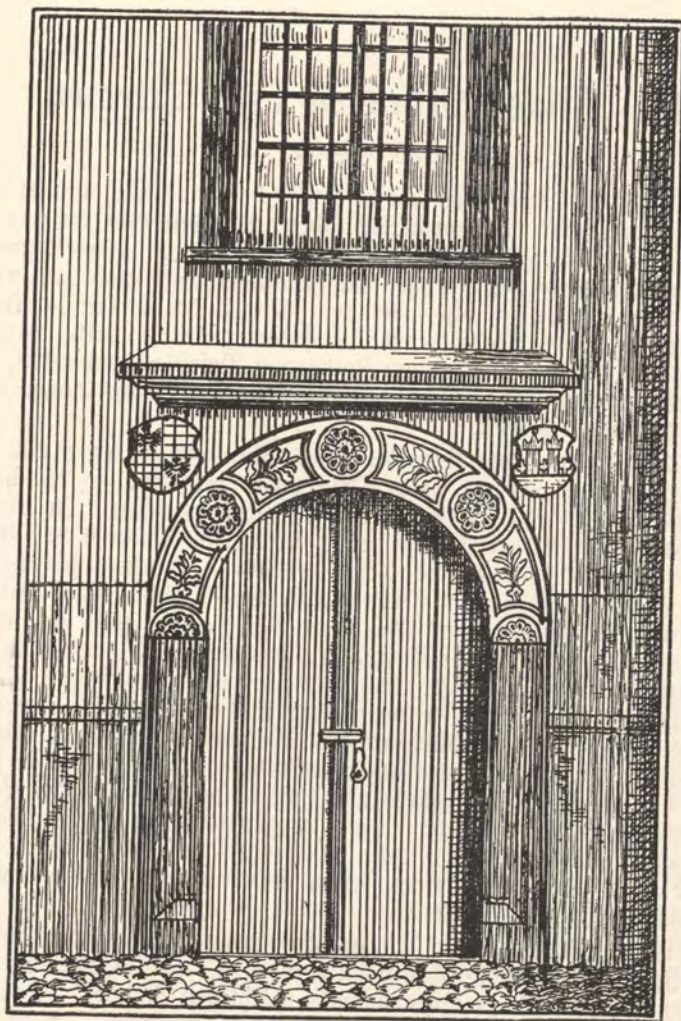
12. Hinter Mauern und Türmen.

(1300—1400.)

Das Jahr 1300 brach an, und Pitschen war noch immer eine „civitas plancata“, die durch Palisaden, Planken und Gräben geschützte Randstadt gegen Polen. Aber diese alten Verteidigungs- und Befestigungsmittel erwiesen sich je länger desto mehr als unzureichend, das hatte sich schon bei dem Einfall der Polen im Jahre 1271, welcher der Stadt großen Schaden gebracht hatte, deutlich gezeigt, und die Errichtung von steinernen Befestigungsbauten, von trutzigen Mauern und wehrhaften Türmen konnte nicht länger mehr hinausgeschoben werden.

Die Nachbarstädte Kreuzburg und Konstadt waren (1252 und 1261) gegründet worden, beide Orte unter respektvoller Beachtung der „Bannmeile“ 16 Kilometer von Pitschen entfernt. In Kreuzburg hatten die Kreuzritter ein festes Schloß, in Konstadt der Ritter Cunzo eine „unbezwingliche Feste“ erbaut. Pitschen jedoch, das weder eine Ordensburg noch ein ritterliches Schloß besaß, und bei feindlichen Ueberfällen von Osten und Norden her stets den ersten Stoß auszuhalten hatte, lief Gefahr, infolge seiner veralteten Befestigungsweise eines Tages von einem unbarmherzigen Feinde durch Feuer und Schwert in Grund und Boden gestampft zu werden. Für seine bedrängte Bevölkerung war die massive Kirche der einzige Zufluchtsort. In der Mitte des Marktplatzes erhob sich zwar schon lange das Rathaus als größtes und stattlichstes Gebäude der Stadt, als Verteidigungsplatz jedoch kam es wegen seiner leichteren Bauart (Fachwerk mit Schindeln) nicht in Frage. Vielleicht wäre dazu eher der Ratskeller mit seinen festen Grundmauern und mächtigen Gewölben geeignet gewesen.

Nun war Pitschen 1323 an Brienzen gefallen und mit diesem sechs Jahre später böhmisches Lehn geworden. (S. S. 28.) Es stand also unter dem Schutze eines damals mächtigen Reiches. Das hinderte aber unsere schlimmen Grenznachbarn durchaus nicht, ihre Beutezüge und Raubüberfälle fortzusetzen. Deshalb drängte der Rat der Stadt auf die endliche Inangriffnahme der Festungsbauten. Er wurde in seinen Bestrebungen durch die Herzöge Ludwig I. und Heinrich IX., die bei ihrer Anwesenheit in Pitschen tatkräftige Hilfe in Aussicht stellten, unterstützt. Es lagen ja schon lange mächtige



Eingang zum Ratskeller

Haufen von Feldsteinen bereit, seit Jahrzehnten für den Festungsbau gesammelt und aufgeschichtet.

Leider haben wir nun aus jener Zeit keine Nachrichten darüber, in welcher Weise der Bau vor sich gegangen ist. Da aber diese mittelalterlichen Werke gerade in unserem Städtchen noch heute besonders gut erhalten sind, können wir aus ihrer Beschaffenheit doch Schlüsse ziehen, die uns ein ungefähres Bild von der Entstehung unserer Stadtbefestigung und ihrer ersten Anlage geben.

Bei der Ausmessung zeigte sich, daß die geplante Mauer eine Länge von 950 Metern und, entsprechend der West-Ost-Richtung der ganzen Stadtanlage, die Form einer Ellipse, oder genauer genommen eines länglichen Vielecks mit den zwei Haupttoren im Osten und Westen, eines dritten, kleineren, im Süden und einer Durchgangspforte zu den Quellen der Bleiche haben müsse. Zunächst wurden die Fundamente bis zu einer Höhe von 1,40 bis 1,50 Meter über der Erdoberfläche aus Feldsteinen errichtet, die durch ihre eigene Schwere und den im Laufe der Jahre zu Stein verhärteten Mörtel ein fast unzerstörbares Schutzmittel bildeten. Ihre südliche Hälfte bestand aus 13 in sehr stumpfen Winkeln mit einander verbundenen Stücken, während der nördliche, ungefähr $1\frac{1}{2}$ mal so lange Teil, der an der Bleiche zudem eine größere Ausbuchtung zeigt, aus 22 ebenfalls in sehr stumpfen Winkeln aneinander gereihten Stücken zusammengesetzt ist. Vielleicht war ursprünglich nur dieser Steinwall, dessen Bau ja schon eine ungeheure Arbeitsleistung darstellte, als Befestigung geplant und für genügend erachtet, dem anstürmenden Feinde Halt zu bieten. Mit der zunehmenden Vervollkommenheit der kriegerischen Angriffsmittel im 14. Jahrhundert stellte sich aber die Notwendigkeit heraus, auch die Verteidigungsmittel zu vervollkommen. Drang doch um jene Zeit die Kunde von der Erfindung des Schießpulvers nach dem fernen Schlesierlande. Im Jahre 1340 war in Augsburg bereits die erste Pulverfabrik erbaut worden, und nur acht Jahre später erstand eine ebensolche in Liegnitz. Der Steinwall von Pitschen, kaum vollendet, konnte also seinen Zweck nicht mehr erfüllen; er vermochte seiner geringen Höhe wegen die Stadt gegen die Wirkungen der neuartigen Donnerbüchsen nicht zu schützen. Und da der Pitschener Bürgerschaft, wie die großzügige Anlage ihrer Stadt und der stolze Bau der Pfarrkirche zeigt, alles Halbe verhaßt war, so machte sie auch hier ganze Arbeit.

Man setzte auf den Feldsteinwall eine Mauer aus Ziegelsteinen von 4 bis $4\frac{1}{2}$ Meter Höhe und auf diese eine schmalere Brustwehr von 1 bis 1,20 Meter, so daß die ganze Mauer eine Höhe von etwa 7 Meter hatte. Der Absatz zwischen der eigentlichen Mauer und der Brustwehr diente den Querbalken als Stütze, die mit Brettern belegt und mit einer Lehne versehen wurden und als Laufstege

zu dienen hatten. Diese Wehrgänge mündeten in den Warttürmen, die an den drei Haupttoren errichtet wurden. Vielleicht waren sie in der Nähe der Türme mit Schuttdächern versehen. An einzelnen Stellen wurden Leitern und treppenartige Aufgänge angebracht, damit bei eintretendem Alarm jeder Bürger schnell den ihm zugeteilten Platz im Laufgange erreichen konnte. An Holz war ja in damaliger Zeit kein Mangel. Um aber die ungeheure Menge an Ziegeln herbeizuschaffen, wurde zu allen Mitteln gegriffen. So mußten Handwerksilden, die ihre Mitglieder nicht nachdrücklich genug zu den Übungen der Bürgerwehr anhielten, 5000 Stück Ziegeln zum Bau liefern. Auch sonstige Vergehungen der Bürger wurden mit Ziegellieferungen geahndet.

Der Wallgraben wurde neu ausgehoben, auf 12 Meter verbreitert und auch der Wall neu aufgeschüttet und gefestigt. Das deutsche und das polnische Tor erhielten massive Torbogen und schwere eichene Torflügel, und das Sandtor sowie die Torpforte an der Bleiche wurden ebenfalls mit festen Türen versehen. An diesen vier Stadteingängen wurden starke Bohlen über den Wallgraben gelegt, die auch schwere Lastwagen tragen und doch im Falle der Not leicht entfernt werden konnten.

Wann diese Bauten ausgeführt worden sind und welche Zeit sie in Anspruch genommen haben, darüber lassen sich bestimmte Zahlen nicht angeben. Aber die ganze Anlage der Stadtbefestigung, die Form der Ziegeln (das alte Klosterformat 9:13:27) und der Verband derselben (der sogenannte gotische Verband) weisen mit Sicherheit darauf hin, daß die Befestigungswerke zwischen 1300 und 1400 entstanden sind, vielleicht war das ganze Jahrhundert mit diesen Arbeiten ausgefüllt.

Es war eine harte, aber auch eine stolze Zeit für das Bürgertum Pitschens, die in den hochragenden Bauten noch heute nachklingt. Nun saß der Bürger sicher in seinem Heim, und der pilgernde Mönch, der wandernde Handwerksbursche, der reisende Kaufmann, der fahrende Schüler, sie genossen schon aus weiter Ferne den Anblick der wehrhaften, mauerungürteten, vieltürmigen Stadt.

Ueber die Beschaffenheit der Tortürme, speziell des Turmes am polnischen Tore gibt uns ein Bericht des Bauinspektors Beckmann vom Jahre 1847 Kenntnis und zugleich Aufschluß über seine Verwendung und sein mutmaßliches Alter. Es heißt darin: „Das Fundament des Turmes bis 3 Fuß 6“ (1,10 Meter) über der Erdoberfläche besteht aus Feld- und Bruchsteinen, die übrige Höhe bis 75½ Fuß (23,70 Meter) ist Ziegelmauerwerk aus 4“ (62 Zentimeter) dicken Lagen im polnischen Verbands, abwechselnd mit rötlich braunen Läufern und schwärzlichen Streifen ausgeführt. Das Erdgeschoß ist in einer Höhe von 17½ Fuß (5½ Meter) mit einem

Kappengewölbe überspannt, in dessen Mitte sich eine ausgebrochene Oeffnung befindet. Eine Türöffnung ist für diesen Raum ursprünglich nicht vorhanden gewesen und erst in neuerer Zeit eine solche ausgebrochen worden. Dieser Raum scheint ursprünglich als Verließ benutzt worden zu sein. Die Türöffnung zum oberen Stockwerke soll in neuerer Zeit erweitert worden sein und den äußeren Merkmalen nach ist außerhalb eine hölzerne Treppe mit Bedachung angebracht gewesen. Dieses Stockwerk ist nach beendigtem Bau des neuen Gefängnisgebäudes als Gefängnis mit benutzt worden und hat unmittelbar über dem vorhin erwähnten Kappengewölbe einen hölzernen Fußboden. Im Innern ist der Turm nicht weiter ausgebaut, sondern er geht bis ganz oben unter das seitige kuppelartige Gewölbe in vier Absätzen frei hinauf. Bis oben zur Kuppel ist das Mauerwerk aus 3½“ (9 Zentimeter) dicken Ziegeln in gutem Verbands mit gediegener Festigkeit und der Verwitterung Trotz bietend ausgebaut. Die Kuppel ist aus späterer Zeit aus Ziegeln von nur 2½“ (6½ Zentimeter) Stärke von minder guter Beschaffenheit und in einem nicht regelrechten Verbands gewölbt und soll mit in Kalk gelegten Hohlwerken bedeckt gewesen sein, welche vor etwa 15 Jahren (1832) wegen Schadhastigkeit herunter genommen worden sind. Im Innern ist an dem Kuppelgewölbe noch keine Verwitterung der Ziegel sichtbar, im Äußeren hat die Verwitterung schon nachteilig gewirkt und sind bereits Ziegelstücke heruntergefallen. Ueber das Alter des Turmes hat sich nichts Bestimmtes ermitteln lassen, da bei dem im Jahre 1757 vorgekommenen Brande der Stadt auch die Magistratualische Registratur mit verbrannte. Er dürfte mit dem Bau der alten Stadtmauer Pitschens und den übrigen damit in Verbindung stehenden Türmen ein ziemlich gleiches Alter haben. Nach der Bauart zu urteilen dürfte das Alter schätzungsweise 4—500 Jahre (etwa 1400) anzunehmen sein. Dieser Turm ist eine Zierde der Stadt Pitschen und ist es wünschenswert, daß er des Alters und der gediegenen Bauart wegen für die Nachwelt erhalten werde.“ Soweit der Bericht.

Heute sind die Laufgänge verschwunden, auch die Brustwehren sind nicht mehr vorhanden. Sie sind im Laufe der vielen Jahre abgestürzt und wurden nicht mehr erneuert. Die Dossierungen sind abgestochen und die Wallgräben zum größten Teil in Gärten verwandelt worden. Nur „zwischen den Gärten“ hat sich noch ein Ueberrest des einstigen Wallgrabens erhalten. Die stolzen Festungstürme haben ihre Kuppeln eingebüßt. Nur der Wartturm am polnischen Tore hat später eine Bedachung erhalten, freilich nicht in der alten achtförmigen Kuppelform. Die Torbögen mußten im Jahre 1838 leider eingestürzt werden, da sie dem Einsturz drohten. Das Durchgangspfortchen an der Nordseite wurde 1866 zu

einer offenen Gasse erweitert, als die Bleiche planiert und die Rampe aufgeführt wurde. Auch an der Stadtmauer hat sich der Zahn der Zeit bemerkbar gemacht. An der Nordseite hatten sich schon vor 100 Jahren Risse und Sprünge gezeigt, da die Mauer an der „Quallseite“ infolge Auflockerung des Baugrundes durch die dort befindlichen Quellen, die aus der Tiefe Sand herauf beförderten, aus ihrer lotrechten Stellung gewichen war. Ein Gutachten des Bauinspektors Beckmann vom Jahre 1835 besagt über diesen Teil der Mauer: „Das Stein- und Ziegelmateriale ist von vortrefflicher Beschaffenheit und mit dem zu Stein verhärteten Mörtel innigst und fest verbunden. Dieser Teil der Mauer ist aber durch weit aufklaffende Spalten in sechs einzelne Stücke zerklüftet, welche gegen die äußere, die Wallseite zu, mehr oder weniger aus der lotrechten Stellung übergewichen sind und zwar von 1 Fuß 9“ (55 Zentimeter) bis 3 Fuß 6“ (1,10 Zentimeter) überhängend. An denen Stellen, wo sie am stärksten übergewichen ist, sind fünf Stück Strebepfeiler von Bruchsteinen und Mauerziegeln als Stütze angebracht, welche sich aber aufs neue von der Mauer abgelöst haben und auch nie in einer guten Verbindung mit ihr gewesen sind. Diese Strebepfeiler sind von viel späterer und schlechterer Bauart als die Stadtmauer und mehrenteils von großer Schadhastigkeit.“ — Diese Schäden sind jetzt behoben, und die Stadtmauer mit den drei Warttürmen, wie sie so gut erhalten nur wenige deutsche Städte zeigen, bilden eine Zierde der Stadt und verleihen ihr im Vergleich mit dem Rathhausturm und den Kirchtürmen ein durchaus mittelalterliches Gepräge und rufen die Erinnerung an eine lange, stolze Vergangenheit wach.

Aber diese alten geschichtlichen Denkmäler, welche unersehbare Kulturwerte darstellen, legen uns auch die Verpflichtung auf, sie pietätvoll zu schützen und zu pflegen. Wenn bei Um- und Neubauten von Häusern über die Höhe der bisherigen Bauten hinausgegangen wird, so liegt die Befürchtung nahe, daß die Türme in den hohen Dächern versacken, die künstlerische Einheitlichkeit zerstört, das historische Heimatbild zerrissen wird und ein Zerrbild entsteht.

In einem Artikel „Die Gartenstadt“ nennt Regierungsbau-
meister Schmidt die Stadt Pitschen „das Stadtiuwel“ des Bau-
kreises. Sorgen wir alle dafür, daß sie es auch bleibe!



13. Die Familie Bitschen

(1328—1454.)

Zur Zeit der Piastenherzöge Ludwig I. und Ludwig II. gelangte in Brieg und Liegnitz eine Pitschener Familie zu großem Einfluß und Ansehen. Sie war im 13. Jahrhundert von Pitschen ausgewandert, hatte sich in Brieg niedergelassen und nannte sich nach ihrem Heimatsort „de Bitschen“ (von Pitschen), was in damaliger Zeit allgemein üblich war. Schon in einer Urkunde von 1283 tritt Pfarrer Hartmudus de Bitsina als Zeuge auf, ebenso 1299 der Brieger Bürger Hermannus de Biczina, und im Jahre 1314 ist Heymannus de Bytschin (Heinrich von Pitschen) Bürgermeister von Brieg. Später finden wir noch Paul von Pitschen, welcher 1358 in Grünigen bei Brieg ein Vorwerk von 4 Hufen besaß und 1353 Niczo de Byezan (Nikolaus von Pitschen), welcher Grundherr über einen Teil von Schönfeld (südlich Brieg) war. Dieser Nikolaus von Pitschen hat sicher entweder den „Mannen“ der Landschaft¹⁾ oder der obersten Schicht der Brieger Bürgerschaft angehört. Und aus den gleichen Kreisen sind auch die beiden bedeutendsten Vertreter dieser Familie hervorgegangen: Der Kanonikus Peter von Pitschen zu Brieg und der Stadtschreiber Ambrosius von Pitschen zu Liegnitz.²⁾

Diese beiden Männer spielten in der Geschichte der niederschlesischen Piasten eine hervorragende Rolle und haben sich, wenn auch in völlig verschiedener Richtung, so doch in einer Weise betätigt, die bezeichnend für das Ansehen ist, das sie in weiten Kreisen genossen. Hören wir kurz ihre Geschichte:

Peter von Pitschen (geboren um 1328) war 1352 Kaplan des Brieger Hauses der Johanniter und 1359 Hofkaplan des Herzogs Ludwig I. Er stand in enger Verbindung mit dem Fürsten, mit dem er gleiches Interesse für heimische Geschichte hatte. Von 1362

¹⁾ Beisitzer des Landgerichts (judicium provinciale).

²⁾ Professor A. Schauberte schreibt in der Zeitschrift für Geschichte Schlesiens (Bd. 61): „Der Name Bitschen als der einer Brieger Familie begegnet uns schon am Ausgang des 13. Jahrhunderts. Zweifellos ist er von der Stadt Pitschen herzuweisen. Das „de“ als Herkunftsbezeichnung ist damals und in späteren Zeiten häufig. — Es ist derselbe Name, den die sehr bekannte Liegnitzer Stadtschreibersfamilie trägt, die vielleicht aus Brieg stammt; ein Sohn des Ambrosius Bitschen, Ladislaus Bitschen, hat um die Wende des 15. Jahrh. 40 Jahre lang an derselben Stelle wie einst Peter Bitschen als Kanonikus von Brieg gewaltet.“

bis 1373 haben wir keine Nachrichten über ihn. Wahrscheinlich hat er einen großen Teil dieser Zeit in Breslau zugebracht, wohin ihn Bischof Preczlaus von Pogarell, der die ausgezeichneten Fähigkeiten Peter Bitschens schätzte, und zu dem er in besonderen persönlichen Beziehungen stand, als Domgeistlichen berufen hatte. Im Jahre 1374 finden wir ihn wieder in Brieg, und zwar als Kanoniker und Erzpriester des Archipresbyteriats. 1387 und 88 stand er an der Spitze der Kanoniker zu Brieg. Große Verdienste hat sich Peter Bitschen um die Begründung der Brieger Dombibliothek erworben, die er im Auftrage des Herzogs Ludwig einrichtete. Weit über die Grenzen Schlesiens aber hat er sich einen Namen gemacht durch sein tatkräftiges Auftreten in dem großen Minoritenstreit und durch seine „Fürstendchronik“.

In der zweiten Hälfte des Mittelalters stand die Kirche auf dem Gipfel ihrer weltlichen Macht, aber der Ueberfluß an geistlichen Kräften führte bald zu einem heftigen Wettstreit zwischen den Weltgeistlichen und den Ordensgeistlichen, besonders den Minoriten (Bettelmönchen, Franziskanern). Denn diese übten nicht nur in den Kirchen, sondern auch in den Häusern der Gemeinden Seelsorge aus, wodurch sich die parochiale Geistlichkeit in ihrem seelsorgerischen Wirken beeinträchtigt fühlte. Es kam schließlich in dem beiderseitigen Streben nach irdischem Einfluß und weltlicher Macht zu offener Fehde, die recht unschöne Formen annahm. Da die Entscheidung des päpstlichen Legaten in Breslau zu Gunsten der Minoriten ausfiel, wandte sich Peter Bitschen, der zum Vertrauensmann und Sachverwalter der gesamten schlesischen Weltgeistlichkeit gewählt worden war, mit einer Beschwerde unmittelbar an den päpstlichen Stuhl. Wahrscheinlich ist er auch persönlich in dieser Sache bei der Kurie in Avignon tätig gewesen. Und es gelang ihm auch, vom Papste ein für die parochiale Geistlichkeit obliegendes Urteil zu erreichen.¹⁾

In seiner Fürstendchronik (*cronica principum Polonie*) schuf Peter Bitschen ein großes historisches Annalenwerk, eine Geschichte des Hauses Polen. Es verdankt seine Entstehung der wiederholten Aufforderung der drei Repräsentanten des Fürstenhauses, des Bischofs von Breslau und des Brieger und Liegnitzer Herzogs, hauptsächlich des Herzogs Ludwig I. Dieser wünschte die bemerkenswertesten Taten seiner Vorfahren auf Grund chronikalischer Quellen dargestellt zu sehen. Peter Bitschen ist über diese Aufgabe hinausgegangen, hat die Chronik bis auf seine Zeit fortgeführt und dadurch ein Werk geschaffen, das zu den hervorragendsten Quellen dieser Art im Mittelalter zählt. Interessant für uns Bitschener ist besonders eine Stelle aus dieser Fürstendchronik, wo von dem

¹⁾ Schönborn: Geschichte der Stadt und des Fürstentums Brieg, pag. 61.

wunderlieblichen Gesange erzählt wird, den eine fromme Frau vernahm, als die Seele des Bischofs Rantker den Körper verließ, und der zugleich offenbart wurde, daß Engel die Seele emporgetragen hätten. Diese Erzählung erinnert lebhaft an die Geschehnisse, die sich beim Tode des Seniors Christophorus Süssenbach in Bitschen ereignet haben sollen.

Von späteren Geschichtsforschern wurde dem Autor mehrfach nationalpolnische Tendenz vorgeworfen. Doch wird dieser Vorwurf als hinfällig bezeichnet werden müssen, wenn wir in der Chronik lesen, wie Bitschen über die damaligen Zustände in Polen geurteilt hat: *Pauperes opprimuntur nec alicui redditur justitia*, d. h. die Armen werden unterdrückt, und keinem wird Gerechtigkeit zuteil; oder wenn er den König Kasimir als unzüchtig und wollüstig (*incestuosus et voluptuosus*) bezeichnet. Peter Bitschen war weder Pole noch polnischer Gesinnung. Sein Interesse galt als Geistlicher von streng kirchlicher Färbung erst der Kirche, dann seinem Herzog Ludwig und seinem Geschlecht.

Auf weltlichen Erwerb war er nicht bedacht, er hat vielmehr stets ein großes Mitgefühl mit den Armen gehabt. Auch hierin glich er seinem Herzog, von dem er schrieb: *Pacem diligit, miseretur pauperum* (Er liebt den Frieden, er erbarmt sich der Armen). Als Peter Bitschen im Jahre 1389, von allen hochgeehrt und von seinem Fürsten durch Gunst- und Gnadenbeweise ausgezeichnet, starb, vermachte er seine sämtlichen Zinseinkünfte dem Brieger Domkapitel. Herzog Ludwig, dem er dreißig Jahre lang in Liebe und Verehrung gedient hatte, überlebte ihn noch um fast ein Jahrzehnt. — — —

Tragischer verliefen die Lebensumstände von Ambrosius Bitschen, dem Stadtschreiber von Liegnitz. In dem Herzogtum Liegnitz-Brieg herrschten nach dem Tode des Herzogs Ludwig II., der 1436 plötzlich in der Badestube auf der Frauenstraße in Liegnitz gestorben war, sehr traurige Zustände. Infolge der ewigen Hader- sucht seiner piastischen Fürsten, durch die Hussiteneinfälle verheert und verwüstet, von einheimischem Raubgesindel gepeinigt, war es ein Spielball seiner mächtigen Nachbarn. Regentin des Doppelherzogtums war damals Ludwigs II. Witwe Elisabeth. Nach dem Testament von 1420 waren aber die fürstlichen Brüder Johann und Heinrich von Lüben rechtmäßige Erbherrn, und beide warteten auf den Tod der Herzogin, um ihr Erbteil antreten zu können. Zu diesem Testament war jedoch die Genehmigung der Krone von Böhmen, das die Lehnshoheit in Liegnitz-Brieg ausübte, verfehentlich nicht eingeholt worden. Daher hielt sich auch das in Böhmen regierende Haus Habsburg für berechtigt, nach dem Ableben Elisabeths Liegnitz-Brieg als erledigtes Lehen einzuziehen. Diese unklare Rechtslage führte zu dem langjährigen Liegnitzer Lehnsstreit.

Ueber die Erwerbung der böhmischen Lehnshoheit durch Johann von Böhmen hatte sich Peter Bitschen nicht gerade freundlich geäußert. Ambrosius Bitschen, der Stadtschreiber von Liegnitz, sah jedoch in dem Anschluß an Böhmen die einzige Rettung aus den trüben Verhältnissen und entsetzlichen Wirren unter den Piasten. Er war der Mann dazu, diesen Gedanken in die Tat umzusetzen; er war der einzige dauernd angestellte Ratsbeamte und bildete unter den stets wechselnden Bürgermeistern und Ratsherren den festen Pol im Stadtreiment; er war wie kein zweiter mit Gesetz und Recht vertraut und besaß in Liegnitz den größten Einfluß. Als die Liegnitzer vor die Frage gestellt wurden, ob sie weiter den Piasten gehorchen oder sich unmittelbar unter die Krone Böhmens begeben sollten, wurde der Anschluß an Böhmen von keinem so offen verfochten wie von Ambrosius Bitschen. Er hatte dabei die Meinung weitblickender Bürger von Liegnitz hinter sich, und das Haus Habsburg unterstützte natürlich diese Bestrebungen. Als nun die Herzogin-Regentin Elisabeth starb und die beiden Brüder Johann und Heinrich ihre Ansprüche geltend zu machen suchten, war Ambrosius Bitschen, der inzwischen zum Bürgermeister von Liegnitz gewählt worden war, zum Abfall von den Piasten entschlossen.

Im Jahre 1449 sagten sich die Liegnitzer in aller Form von den Piasten los und schwuren dem Böhmenkönig den Eid der Treue. Herzog Johann suchte sich zwar mit Waffengewalt sein Erbrecht zu schaffen, sein Ritterheer wurde aber von den Städtern völlig geschlagen und fast aufgerieben. Die Stadt Liegnitz wurde darauf von Böhmen mit Gunstbezeugungen überhäuft und dem kühnen Bürgermeister das Recht verliehen, den böhmischen goldenen Löwen an silberner Amtskette tragen zu dürfen. Damals stand Ambrosius Bitschen auf dem Gipfel des Glückes und der Macht.

Aber sein Schicksal nahm bald eine verhängnisvolle Wendung. Die Herzöge Johann und Heinrich starben bald nach einander noch während des Lehnstreites. Unter den Zünften von Liegnitz aber, die sich ohnehin nur mit halbem Herzen an dem Abfall beteiligt hatten, flammte der Haß gegen die adeligen Geschlechter von neuem auf. Dazu kam das Mitleid mit der piastischen Herzogsfamilie, die es an Versprechungen nicht fehlen ließ, kurz, es entstand ein Aufbruch, die Witwe des Herzogs Johann (Hedwig) wurde unter Glockengeläute feierlich ins Schloß geleitet, wo sie das Gelöbnis der Treue entgegennahm. Den stolzen Bitschen aber warf man unter rohen Mißhandlungen ins Gefängnis. Einige Tage nachher, am 24. Juli 1454, wurde Ambrosius Bitschen von einem wüsten Volkshaufen aus dem Gefängnis gerissen und vor dem Rathause zu Liegnitz durch den Henker als Hochverräter enthauptet.

14. Handel und Wirtschaft

(um 1400.)

Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatten sich in Bitschen manche Reisige des Herzogs und Verwandte der deutschen Grundherren aus den umliegenden Dörfern niedergelassen, teils aus Bequemlichkeit im Alter, teils wegen ihrer größeren Sicherheit. Sie bildeten einen Stand für sich, eine Klasse der Vornehmen, der Patrizier, aus denen der Erbvogt die Ratmänner bestimmte, denn die Kaufleute und Handwerker durften nicht im Rate sitzen. Nicht daß es sich hier um eine besondere Adelsstufe gehandelt hätte, sondern dieser Stadtabel war wesentlich ein von Edelleuten ausgeübtes und über die andere Stadtbevölkerung herrschendes Bürgertum. Zu den städtischen Vorrechten gelangte dieser Stadtabel jedoch erst nach längerer Gefährlichkeit. Zwischen den Vornehmen und den Kaufleuten bestand anfangs ein starker Gegensatz. Dies Verhältnis änderte sich aber rasch. Der Bitschener Kaufmannsstand wurde mit seiner wachsenden Wohlhabenheit allmählich maßgebend in der Stadt, besonders, nachdem sich die reisigen Dienstmannen des Herzogs mit den Kaufleuten zur regierenden Aristokratie verbunden hatten und mit ihnen durch Verschwägerung enger verwachsen.

Die Handwerker in Bitschen waren in der slavischen Zeit von ihren Herren abhängig. Was sie schufen, war deren Eigentum, wogegen sie freien Unterhalt und die nötigen Werkzeuge und Rohstoffe erhielten. Ein Handwerkerstand existierte deshalb in der slavischen Zeit nicht. Nach der Gründung der Stadt Bitschen aber lockerte sich dies Verhältnis der handwerkskundlichen Hörigen zu ihren Herren. Diese waren gezwungen, ihnen einen Teil ihrer Verdienste zu überlassen, manche zogen in die Stadt und hatten hier Gelegenheit, Ersparnisse zu machen und sich von ihren stets geldbedürftigen Herren die Freiheit zu erkaufen. Nun erst konnten sich in Bitschen eigentliche Handwerksstände herausbilden. Zwar hatten diese noch keine regelrechten Zünfte. Solche nach streng geregelten Ordnungen betriebene Gewerbe lassen sich in Bitschen erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts nachweisen. Wir erfahren wohl, daß schon im Jahre 1393 zu Gunsten eines neu zu errichtenden Altars in der Bitschener Pfarrkirche und zum Unterhalt des Priesters ein Zins von 16 Groschen auf eine halbe Fleischbank und ein Bierdurg (etwa 7 Mark) auf eine halbe Schuhbank ver-

schrieben worden sind, woraus hervorgeht, daß es damals schon eine einigermaßen organisierte Fleischer- und Schuhmacherinnung gegeben haben muß. Doch mögen diese ihre Gewerbe mehr nach eigenen Satzungen als nach Zunftordnungen betrieben haben. Deshalb suchten sie in Genossenschaften Schutz ihrer Produkte und fanden daselbst auch ihr Behagen und ihren Genuß. Diese Bruderschaften der Handwerker hatten auch eine militärische Bedeutung, denn sie waren verpflichtet, dem Herzog (zu Fuß) Kriegsdienste zu leisten, während das Patriziat den Reitertrupp der Gemeinde Pitschen bildete.

Die Handwerker der Stadt Pitschen hatten um 1400 sämtlich die Rechte freier Leute. Wenn auch noch kein Innungszwang bestand und fremden Handwerkern der Zugang leicht gemacht wurde, so bemühten sich die Bruderschaften doch, durchzusetzen, daß jeder, der ihr Handwerk trieb, Mitglied ihrer Vereinigung wurde und sich nach den Vorschriften für Lehre und Ausübung richtete, die für das betreffende Handwerk maßgebend waren. Die Handwerker wohnten auch in Genossenschaften zusammen, hatten besondere Straßen inne, in denen auch ihre Innungs- und Versammlungsstuben lagen und gaben diesen Straßen ihre Namen. Einige dieser alten Straßennamen sind sogar bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Wir haben in Pitschen heute noch eine Töpfer-, eine Fleischer- und eine Schuhmachergasse, die darauf hinweisen, daß dort vor 500 Jahren die Töpfer, Fleischer und Schuster gewohnt haben. Die Schuhmachergasse führte noch vor 50 Jahren ihren Namen mit vollem Recht, da dort nicht weniger als zehn Schuhmacher ihr kunstvolles Gewerbe betrieben.

Um 1400 waren die Schmiede, Fleischer und Schuster die angesehensten Handwerker, deren Gewerbe sich vom Vater auf Söhne und Enkel vererbte, so daß ganze Schmiede-, Fleischer- und Schustergeschlechter entstanden, die jahrhundertlang ihrer Tradition treu blieben und zum Teil bis in die Gegenwart heranreichten. Eins dieser alten Geschlechter ist das Fleischergeschlecht der *Przyrembel*, von dem sich zwar später eine Färber- und eine Tischlerlinie abgezweigt hat, das aber heute noch im Fleischergewerbe vertreten ist. Ebenso besteht das Schmiedegeschlecht der *Rutta* (von *ruc* = schmieden), von dem sich wieder eine Fleischerlinie abspaltete noch heute, und zwar in drei Familien. Gerber und Färber, Lein- und Wollweber, Spinner und Tuchmacher gibt es heute im Städtchen nicht mehr. Diese ehemals blühenden Erwerbszweige in Pitschen sind wie überall dem um das Ende des vorigen Jahrhunderts stetig wachsenden Großbetriebe der Fabriken zum Opfer gefallen. Um 1400 trieben die Leinweber und Wollspinner an der Bleiche ihr einträgliches Handwerk. Die Gerber und Färber, die fließendes Wasser brauchten, hatten sich am

„Quall“ niedergelassen und bewohnten die Niederstraße. Das Grundstück Kirchplatz 99 gehörte noch vor 60 Jahren dem Gerber *Dehnel*. —

Im Jahre 1406 war *Jeschka Schit* Erbvogt von Pitschen, der erste, dessen Name urkundlich erwähnt ist.¹⁾ Sein Notarius war *Jakobus*, „statzschreiber zu Pitschen“. Zwischen den Bögten und den Ratmännern kam es im Laufe der Jahre häufig zu Streitigkeiten über die Verhängung von Strafen bei Uebertretungen der Gesetze. Je mehr Pitschen emporblühte und eine stetig wachsende Macht darstellte, desto mehr drängte es dahin, die Erbvogtei mit ihren Rechten und Einkünften in seine Gewalt zu bekommen. Es folgte in diesem Bestreben dem Beispiel anderer schlesischer Städte, wie Brieg, Breslau und Glogau. Da die schlesischen Fürsten stets ärmer und ohnmächtiger wurden, das Ansehen und der Reichtum der Städte aber stetig zunahmen, war die Erbvogtei eine Sache, um die alle Städte warben. Auch in Pitschen verlor die Vogtei allmählich an Macht und Ansehen. Wann und für welche Summe es der Stadt schließlich gelang, die Erbvogtei an sich zu bringen, läßt sich nicht ermitteln, doch ist aus einem Schreiben des Herzogs Georg von Liegnitz, das sich bei den Ortsakten von Pitschen befindet, zu entnehmen, daß es schon 1569 keine Erbvogtei in Pitschen mehr gab. Nun besorgte der Rat der Stadt auch die richterlichen Funktionen, dem Vogte verblieben nur noch die Polizeisachen und die Vorverhöre, und sein Amt sank nach und nach gänzlich zur Bedeutungslosigkeit herab. Völlig aufgehoben wurde die Vogtei indes erst 1809. Der letzte Stadtvogt war *Johann Clement*.

Den eigentlichen Vorstand der Stadtgemeinde Pitschen bildeten nun die Ratmänner oder Consuln, welche die Verwaltungs- und Polizeisachen in Händen hatten. Sie wurden aber nicht mehr vom Stadtvogt bestimmt, sondern der abgehende Rat wählte die neuen Ratsmitglieder selber, und zwar immer nur auf ein Jahr. Die Abgehenden wurden von den neuen Consuln gewöhnlich zu Schöffen gewählt, bekamen die Rechtspflege und konnten im nächsten Jahre wieder zu Ratmännern gewählt werden. Auf diese Weise bildete sich in vielen Städten ein regelmäßiger Turnus, sodaß vielfach immer dieselben Personen ein Jahr auf der Schöffenbank und ein Jahr am Ratstische saßen. Dieser sonderbare Wahlmodus, der später in den schlesischen Städten allgemein üblich war, barg natürlich die Gefahr einer Oligarchie²⁾ schlimmster Art in sich. In Pitschen indes scheint trotz des Vorwiegens der Geschlechter, der Patrizier, ein solch regelmäßiger Wechsel der einmal gewählten

¹⁾ Aus einer Urkunde von 1406: „In dem Jare, als man hat gezält vonn Christi Dnnfers lieben Herren gepurt hiezebenhundert Und Sechß Jare, eynes gewest 3st Jeschka Schit foyt.“

²⁾ einer Herrschaft Weniger.

Ratspersonen und Schöffen nicht stattgefunden zu haben, denn soweit uns ihre Namen bekannt sind, ist eine Wiederkehr derselben nicht festzustellen.

Die Ratmänner hatten die polizeiliche Aufsicht der öffentlichen Ordnung, die Oberaufsicht über die Innungen, über die Wirtschaftshäuser, über die Reinlichkeit der Straßen und über die verwaisten Kinder. Sie hatten die Steuern einzusammeln und Rechnung über das Stadtvermögen zu legen. Die Macht dieser Ratmänner ist viel älter als die der Bürgermeister. In Urkunden aus dieser Zeit wird neben den Consuln eines Bürgermeisters von Pitschen keine Erwähnung getan, so in einer Urkunde des Herzogs Ludwig aus dem Jahre 1383 wegen des Präsentationsrechtes über die Hedwigskapelle: „Consulibus nostris dilectis fidelibus oppidi Bieczin“, also: „Unsere geliebten treuen Ratmännern der Stadt Pitschen“. Dagegen unterzeichnen eine Urkunde aus dem Jahre 1555, die wegen der böhmischen Oberlehnherrschaft böhmisch abgefaßt ist, „my Buorgmistr a Rada Miasta Byczyny“, also „der Bürgermeister und der städtische Rat von Pitschen.“ Wir müssen daraus schließen, daß sich erst im 16. Jahrhundert aus der Ratsversammlung heraus und vielleicht neben derselben die Bürgermeister zu einer einigermaßen selbständigen Stellung emporgeschwungen haben.

Nächst dem Ackerbau bestand um das Jahr 1400 die hauptsächlichste und „vornehmste“ Nahrung der Stadt Pitschen im Bierbrauen. Die Stadt besaß eigene Brau- und Malzhäuser und eine Malzmühle, welche unmittelbar an der Stadt, am Abfluß des Pfarrteiches lag. Auch der Name eines Müllers aus jener Zeit ist uns bekannt. Im Jahre 1406 war Wenczke molendinator (Müller) der Malzmühle. Jedes Haus von Pitschen, mit Ausnahme einiger weniger, gab seinem Besitzer das Recht, sein Bier in den städtischen Brauereien selbst zu brauen. Dieses Recht ruhte also auf dem Hause, auf dem Grund und Boden; es war ein dingliches, kein persönliches Recht. Die 30 Ringhäuser waren dadurch bevorzugt, daß sie doppelt so oft an die Reihe kamen, während die Gassenhäuser nur einmal im Jahre brauen durften. Die Magistratspersonen erhielten Freibiere, auch die Geistlichen durften sich einen freien Tischtrunk brauen. Für die Benutzung des Brauhauses und seiner Gerätschaften mußte eine bestimmte Gebühr entrichtet werden. Ein Gebräu wurde zu acht Scheffeln Gerste angenommen. Ein Scheffel Gerste (ca. 55 Liter), ergab ungefähr $1\frac{1}{2}$ Achtel Bier, ein Gebräu zu acht Scheffeln demnach 12 Achtel. Es wurde damals ein Bier gebraut, das von dem heutigen Lagerbier natürlich wesentlich verschieden war. Der Hopfen als Zusatz wird zwar schon um 1100 erwähnt und 1224 bei Trebnitz auch angebaut, aber erst mehrere Jahrhunderte später allgemeiner angewandt. Es stand nun

im Belieben jedes Bürgers, sich sein selbstgebrautes Bier mit irgend einem Gewürz schmackhaft und haltbar zu machen. Und je besser er das verstand, desto größer war die Nachfrage nach seinem Bier. Durch ein Aushängezeichen machte der Bürger den nicht Brauberechtigten der Stadt und den Dorfbewohnern bekannt, wann ein frischer Trunk bei ihm zu haben war.

Zum Bannbezirk Pitschens gehörten sieben Dörfer: Jaschkowitz, Golkowitz, Polanowitz, Bischdorf, Rochelsdorf, Baumgarten und Woislawitz. Diese Dörfer waren dem Bannzwang unterworfen, d. h., sie durften kein Bier brauen, sondern mußten dasselbe in Pitschen kaufen und hatten für die Ausschrotung jährlich eine bestimmte Summe an die Stadt zu zahlen. Diesen Zwang suchten die Dörfer häufig zu umgehen, indem sie eigenes Bier brauten. Aber der Rat von Pitschen wachte eifrig über seinem Rechte und erhob jedesmal Beschwerde, wenn ein Dorf gegen die Braugerechtigkeit verstoßen hatte. Trotzdem nahm das unbefugte Brauwesen auf dem Lande zeitweise überhand.¹⁾ Ferner besaß die Stadt die eigene Branntwein-Urbarsgerechtigkeit. Jedes bürgerliche Haus in der Stadt ohne Ausnahme war berechtigt, Branntwein durch eigenes Brennen zu destillieren und zu verschenken. Diese beiden Urbarien machten einen neuen Handwerkerstand in Pitschen nötig, so daß wir außer den Bäckern, Fleischern, Schustern, Schmieden und Sattlern, Webern und Gerbern nun auch Faßbinder im Städtchen finden.

Endlich besaß Pitschen noch das Recht des Salzprivilegiums, es durfte also Salz aufkaufen, ausmessen und veräußern. Zu diesem Zwecke veranstaltete es besondere Salzmärkte. Auch von den Salzmärkten erhielt der Herzog seinen Zins, und es lag deshalb in seinem eigensten Interesse, diesen Märkten seinen Schutz angedeihen zu lassen. Den bereits genannten Dörfern der Bannmeile war jeglicher Salzhandel verboten, sie waren also genötigt, ihren Salzbedarf aus Pitschen zu entnehmen. Natürlich versuchten sie immer wieder, auch hierin das herzogliche Verbot zu umgehen, und heimlich selbst „in Salz“ zu machen, wodurch die Pitschener Märkte empfindlichen Schaden erlitten. Dem machte Herzog Ludwig durch das Salzprivilegium von 1426 ein Ende. Es heißt darin: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Untersassen und Vorstädter ohne alles Recht in den Weichbilden und Länden Creuzeburg, Pitschen und Cungenstadt, uns und den genannten Städten zum Schaden, Salzmärkte machen, das Salz zuführen, verkaufen und ausmessen und auf ihren Gütern feilbieten. Um solchem Schaden und

¹⁾ Im Jahre 1696 wurde unter dem Bürgermeister Jr. Anton Nizke ein neues Brauhaus errichtet, doch ist nicht zu ermitteln, welches. Das städtische Brauhaus an der Stadtmauer (Lange Straße 126) wurde erst 1748 erbaut.

Frevel zu begegnen, befehlen wir unsern obengenannten Städten, daß sie einem jeglichen Untersassen solche Salzmärkte, den Verkauf und die Ausmessung des Salzes in keiner Weise gestatten, leiden, noch verhängen sollen.“

Infolge aller dieser ihr verliehenen oder von ihr erworbenen Rechte und der hieraus fließenden Einnahmen war es der Stadt bald möglich, ihren Besitzstand an Aekern, Wiesen und Wald zu vergrößern, und die Güter Polanowiz und Jaschkowiz käuflich zu erwerben. Leider lassen sich die städtischen Besitzverhältnisse jener Zeit nicht mit Ziffern belegen, denn die Briefe und „Begnadigungen“, welche uns genauen Aufschluß über die Größe der liegenden Güter und sonstigen Besitzungen der Stadt geben könnten, sind in den zahlreichen Bränden verloren gegangen. Der Stadtforst Kluczow wird schon 1359 urkundlich erwähnt, auch der ziemlich bedeutende Wiesenbesitz der Stadt ist sehr alt. Nachdem die Stadt die Erbvogtei mit ihren Rechten und Einkünften erworben hatte, lassen sich ihre Besitzungen in folgender Weise angeben: Der Stadtforst, die Prosnawiesen,¹⁾ ca. 1800 Morgen Vogteiacker, und die Güter Polanowiz und Jeschkendorf (Jaschkowiz). Wenn wir dabei in Betracht ziehen, daß die junge Stadt in den ersten 200 Jahren ihres Bestehens wegen der damals unsicheren Besitzverhältnisse, der jahrzehntelangen Streitigkeiten zwischen Bischof und Herzog, infolge der räuberischen Einfälle der Polen, durch Abtretungen und Verpfändungen ihre Besitzherren unaufhörlich wechselnd, mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, so müssen wir mit stillem Staunen und aufrichtiger Bewunderung auf das trotz widriger Umstände rasche und stete Wachstum der deutschen Pflanzstätte und die unübertreffliche Elastizität ihrer Bewohner zurückschauen.

Nun war Pitschen zwar als völlig deutsche Stadt entstanden, aber bei dem engen Zusammenleben mit der polnischen Bevölkerung und besonders durch wechselseitige Ehen war im Laufe der Zeit eine Vermischung von germanischem und slavischem Blut und Wesen erfolgt. Und wenn auch der deutsche Einfluß überwog, was bei der dominierenden Stellung, welche die deutschen Kolonisten der polnischen Bevölkerung gegenüber von vornherein einnahmen, ohne weiteres verständlich ist, so war doch ein Mischvolk entstanden, das die leichte Sorglosigkeit der Slaven mit dem gewichtigen Lebensernst der Germanen in sich vereinigte und eine neue Schattierung des deutschen Volkscharakters darstellte. Ein leichtes Leben war diesem Volke nicht beschieden, denn die Zeit von 1430 bis etwa 1650 war für Pitschen eine ununterbrochene Kette von schweren Heimsuchungen. Häufige Brände und Verwüstungen, jahrhundertelange Grenzstreitigkeiten, die furchtbaren Hussitenkriege, schreck-

¹⁾ Die Proсна hieß damals Brjesna, verdeutschte: Briesnitz.

liche Seuchen und die entsetzlichen Drangsale des Dreißigjährigen Krieges kennzeichnen diese Zeitspanne und brachten die Stadt mehr als einmal an den Rand des Verderbens. Und alle Beweglichkeit, die ihre Bewohner von den Slaven, und alle höhere Lebenskraft, die sie von den Deutschen geerbt hatten, waren nötig, um sie vor dem Untergang zu bewahren.¹⁾ Aber immer wieder raffte sich Pitschen aus Asche und Brand, aus Not und Tod, zu neuem Leben siegreich empor.

¹⁾ Nach G. Freytag, Bilder etc.



15. Bürgerliches Leben im Hause und auf der Straße

(um 1400.)

Die Straßen und Plätze der Stadt Pitschen sind um das Jahr 1400 natürlich immer noch ohne Pflaster und bei Regen- und Tauwetter unergründlich. Man muß auf Stelzen oder in Holzschuhen gehen, um ungefährdet durch den Schmutz zu kommen. Auch die Ratsherren begeben sich in Holzschuhen zu den Versammlungen und stellen diese vor die Ratsstube, so daß jeder sehen kann, „wieviel ihrer drin sind“. Bei besonderen Gelegenheiten, etwa beim Besuch hoher Herren, werden deshalb die Straßen mit Stroh belegt. Die Häuser sind immer noch klein, von Fachwerk und mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Da jeder Hausbesitzer sein eigener Maurer, Zimmermann und Dachdecker ist, können die Häuser auf architektonische Schönheit natürlich keinen Anspruch machen.

Die Räume der Häuser sind düster und durchaus schmucklos. Die Fenster sind klein, und die Scheiben bestehen aus ölgetränktem Papier.¹⁾ Hier und da, an den Häusern begüterter Kaufleute, bemerkt man aber schon Glasfenster, kleine, bunte Scheiben, in Blei gefaßt. Schaufenster gibt es natürlich nicht. Die Inneneinrichtung ist mehr als einfach, der Wohnraum enthält wenig Geräte, einen großen Tisch und einige Stühle und Bänke, aber keine oder nur wenig Schränke, dafür Kästen und Truhen. Auch an der Wand stehen lange Holzbänke. Teller und Schüsseln, Becher und Löffel sind ebenfalls aus Holz, erst später macht man sie aus Zinn. Glas hat man nicht zum täglichen Gebrauch, die Flaschen bestehen aus hartgebranntem Ton. Der Stubenofen ist aus gebackenen Steinen und Hohlziegeln errichtet, hat einen offenen Herd und gleicht mehr einem kleinen Backofen. In der Küche befindet sich ein großer, breiter Herd mit weitem Schlot, in dem Eisenhaken zur Dörrung des Fleisches angebracht sind. Hölzerne Rechen an der Wand dienen zum Aufhängen von Töpfen. Man ißt (bis in das 17. Jahrhundert), des Tages nur zweimal, gewöhnlich um 11 Uhr und um 5 Uhr. Die Hauptnahrungsmittel sind ein Brei oder ein Mus aus Hafer, Erbsen, Graupen, Rüben, Gries, Linsen, Hirse oder Reis.

¹⁾ Nach G. Freitag, Bilder etc.

Fleisch kommt nur bei den Reichen täglich auf den Tisch, bei den Handwerkern zwei- bis dreimal wöchentlich. Am Freitag gibt es Stock- oder Plattfisch.

Mann und Frau, Kinder und Gesinde, arbeiten und leben den ganzen Winter über beisammen. Eine notwendige Folge dieses nahen und anhaltenden Beisammenseins der ganzen Haushaltung sind Ordnung und Fleiß, welche bei der beständigen Aufsicht erhalten werden. Hausherr und Hausfrau sehen in ihren Untergebenen und Dienstboten nicht Geschöpfe, denen sie nichts weiter als ihr Jahrelohn zu geben schuldig sind, sondern sie machen es sich zur Pflicht, für ihr Betragen und ihr Fortkommen zu sorgen und behandeln sie nicht viel weniger sorgfältig als ihre Kinder. Der Dienstbote hinwiederum, der an der Seite des Hausvaters und seiner Kinder arbeitet, mit ihnen aus einer Schüssel ißt und an ihren Gesprächen teilnehmen darf, sieht sich als einen Hausgenossen an, dessen Glück an den Wohlstand des Hauses geknüpft ist. Dieses vertrauliche Beisammensein schafft ein treues und anhängliches Gesinde, und es ist zum Verwundern, was im Laufe eines Jahres in einer solchen Haushaltung erarbeitet wird.

Am Tage sind die Straßen leer. Die Bewohner Pitschens haben sommers auf dem Felde, winters in den Ställen und Scheunen zu tun. Nur wenn fremde Fuhrleute und Händler in der Stadt eintreffen, an der Stadtwage ihre Ballen, Kisten und Säcke abwiegen lassen und die letzten Neuigkeiten aus dem Reich mitbringen, sammelt sich einiges Volk an. An mehreren Stellen, auf dem Ringe und den Hauptstraßen, sind Ziehbrunnen aufgestellt. Eine Kette mit Eimern an ihren Enden führt über eine Welle, während der Leere herabsinkt, steigt der volle herauf.¹⁾ Am „Quall“, wo fließendes Wasser ist, befinden sich Schöpftröge aus Stein. Davor breitet sich die Bleiche aus, ein weiter Grasplatz, wo die Weber ihr Leinen, die Weiber ihre Wäsche bleichen. Vor vielen Häusern stehen gefüllte Wasserbottiche für den Fall eines Brandes. An der Südseite der Kirche befindet sich eine Sonnenuhr, am Rathause eine Sanduhr.²⁾ Die Tageszeiten — Morgen, Mittag und Abend — werden durch Glockenläuten angezeigt. Vom Pfarrteiche her tönt das Klappern und Rauschen der Wassermühle, und im Süden der Stadt dreht eine Windmühle, die erst vor kurzer Zeit errichtet ist, ihre Flügel lustig im Winde. Die Handmühlen, bei denen ein Mühlstein durch einen Stecken in Bewegung gesetzt werden mußte, wonach unten das Gemahlene herausfiel, sind deshalb überflüssig geworden und außer Gebrauch gesetzt.

¹⁾ Ein solcher Ziehbrunnen stand noch bis zum Jahre 1834 vor dem Rathause.

²⁾ Der letzte Rest einer Sonnenuhr wurde 1888 bei der Kirchenrenovation beseitigt. Bis zu demselben Jahre stand auf der Kanzel eine Sanduhr.

Im Südosten, auf dem Galgenberg, erhebt sich das Hochgericht, mehr zur Warnung für Diebsgesindel, denn als eigentliche Richtstätte. Wenigstens haben wir aus jener Zeit keine Nachrichten von Todesurteilen in der Stadt Pitschen, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß die Stadt damals das Obergericht, also das Recht über Leben und Tod, noch nicht besaß. Erst aus dem Jahre 1537 wird von einem in Pitschen vollstreckten Todesurteil berichtet, das ein bezeichnendes Licht auf die strenge, unbarmherzige Gerichtsführung jener Zeit wirft. Es heißt da: „Am 15. Dezember wurde ein Mädchen von ungefähr 15 Jahren vor Gericht geführt, welches von seinen Eltern schlecht erzogen und in der Frömmigkeit nachlässig unterrichtet war. Sie hat es im Laster so weit gebracht, daß sie wegen einiger ihr zugefügter Beleidigungen, sicher waren es nur geringfügige, die Wohnhäuser von drei Bauern, ihre Vorratsräume in der Polanowitzer Gemeinde, außerdem einige Speicher und andere Gebäude, anzündete. So groß ist in diesem letzten Jahrhundert das Wüten des Teufels. Daher wurde sie auch selbst lebendig verbrannt.“ --

Am Abend beleben sich die Straßen, denn die dunklen, nur durch das Licht von Unschlittkerzen oder den Schein des Kaminfeuers notdürftig erhellten Wohnungen entbehren jeder Gemütlichkeit und sind der Geselligkeit keineswegs förderlich. Darum spielt sich das gesellige Leben der Stadt Pitschen am Ausgang des 14. Jahrhunderts auf der Straße, in den Schenken und in oder vor dem Ratskeller ab. Dieses Leben des Abends auf der Straße, nicht im Hause, ist überhaupt charakteristisch für jene Zeit. Ueberall bilden sich Gruppen. Hausfrauen tauschen ihre Sorgen aus und erzählen sich Klatschgeschichten; die Hausherren politisieren oder üben Kritik am Stadtreiment; Handwerksgesellen und Schreiber scherzen mit jungen Mädchen; Knechte und Mägde schäkern an Haustüren und Torbogen.

Bei Sonnenuntergang werden die Tore geschlossen. Dann leeren sich die Straßen. Die Bewohner ziehen sich in die Häuser zurück und suchen ihr Nachtlager auf.¹⁾ Aber aus den zahlreichen Trinkstuben und Schenken tönt laute Fröhlichkeit und arger Lärm. An dicken Holztischen, auf denen einige trübe Dellampen kokeln, räkelt sich eine gemischte Gesellschaft, laut und lärmend, singend und lachend, oft auch zankend und streitend. Nur der Wirt behält seine philosophische Ruhe, die ihn auch nicht verläßt, wenn er einen unliebsamen Störenfried an die Luft setzt. Im übrigen ist er verhältnismäßig günstiger daran, als viele Gastwirte der heutigen Zeit, denn in Pitschen gilt als strenges Schankgesetz: Kein Fremder

¹⁾ Man ging im Mittelalter nackt zu Bett, das Hemd behielt man nur in Krankheitsfällen an.

erhält einen Trunk, wenn er nicht das bare Geld dafür hinlegt, und Zechschulden Einheimischer müssen am folgenden Tage beglichen werden.

Sobald die Ratsglocke läutet, wird auch in den Schenken Schluß gemacht. Nach dem dritten Läuten darf niemand mehr auf der Straße sein. Nur der Nachtwächter mit Pike, Horn und Laterne wandelt durch die finsternen Gassen.



16. Ein Markttag

(um 1400.)

Im Mittelalter hatten die Jahrmärkte für Pitschen eine weit höhere Bedeutung als heute, weil das ganze Jahr über aller Handel auf die Krambuden beschränkt blieb. An den Markttagen jedoch war jeglicher Handelsbetrieb frei, da durften auch fremde Händler feilhalten, was und wieviel sie wollten. Ein Markttag zog daher nicht nur Kaufleute und Händler aus weiter Ferne herbei, er lockte auch, da er viel Neues und Interessantes bot, in hellen Scharen die Bewohner der Bannmeile, fahrende Schüler und Mönche, vor allem aber die Polen von jenseits der Grenze an. Lucä schildert in seinen Denkwürdigkeiten, „wie sich bei den Pitschener Jahrmärkten gemeiniglich ein Schwarm der benachbarten polnischen Noblesse mit ihrem Troß, bisweilen auch die angrenzenden Woyewoden einfanden, welche durch ihre „Insolentien“ (Frechheiten) den Pitschenern nicht geringe Angst einjagten und die Bürger öfter dermaßen in die Enge trieben, daß sich keiner von ihnen sehen lassen durfte.“ Es fanden anfangs in Pitschen jährlich nur zwei Jahrmärkte statt, nämlich zu Mittfasten und Johanni, außerdem ein Salzmarkt. Erst 1910 erhielt die Stadt das Recht, einen vierten, 1644 einen fünften Markt abzuhalten. —

Wenn Markttag ist, bietet Pitschen ein völlig anderes Bild als sonst. Vom Rathause weht eine rote Fahne; so lange sie hängt, haben fremde Verkäufer das Marktrecht. Zu allen drei Toren, dem polnischen, dem deutschen und dem Sandtore, ziehen die Landleute herein. Am deutschen Tor ist ein fürchterliches Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang passieren will, wird von den Torhütern genau durchsucht, und der Torstreiber hat alle Hände voll zu tun. Lebensmittel, welche die Stadt braucht, dürfen frei eingeführt werden; auf allen anderen Waren aber liegt ein Zoll. Die Karren der Landleute sind schnell erledigt, länger dauert das Geschäft bei den großen Frachtwagen, deren Inhalt unter einer großen Leinwanddecke verborgen ist. Nach vollendeter Durchsuchung schwankt der Zug mühsam bis zur Stadtwage am Rathaus, wo die Ware gewogen und die Steuer entrichtet wird.

Auf Ständen und Tischen, in den Krambuden und den Stadtbänken sind die Waren ausgelegt, einheimische Erzeugnisse, aber auch auswärtige Kunst- und Gebrauchsgegenstände. Und vor

den Verkaufsstellen schiebt und drängt sich die kauf lustige Menge, Fremde und Einheimische in buntem Gemisch. Großer Andrang herrscht besonders vor den Brot- und Fleischbänken, denn auch damals schon galt den meisten das leibliche Wohl über alles. Bei den Bäckern gibt es mancherlei nicht alltägliches Backwerk, nämlich Brezel, Striezel und Wecken, Salz- und Splitterkuchen; ein Feinbäcker hält sogar in Del gebackene Krapfen, Speckkuchen (Pfannkuchen) und Gladen (eine Art Pasteten) feil, die heiß genossen und von verwöhnten Gaumen stark begehrt werden. Hundert Dinge, die noch heute auf unsern Jahrmärkten ausliegen, sind damals schon zu haben, dazu hundert andere, die uns heute fremd geworden sind, und deren Gebrauch wir uns erst erklären lassen müßten. Die „schwarzen Schuhmacher“ bieten schwere schwarze Stiefel und Schuhe an, die feineren Schuhmacher, Rorduaner genannt, zierliche Schnabelschuhe aus buntem Leder. Die Riemer halten Gurte und Riemen feil, die Sattler Geschirr-, Zaum- und Sattelzeug, die Beutler Handschuhe und Ledertaschen. Die Genossenschaft der Schmiede, die streng in Ketten- und Nagelschmiede, Messerschmiede und Hestelmacher gesondert ist, hat die Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit ausgelegt: Ketten und Nägel, Messer und Zwecken, Dosen und Haken. Die Frauen und Mädchen decken ihren Bedarf an Garn und roher Leinwand und verweilen besonders interessiert an einem Verkaufsstand, der eine wichtige Neuheit enthält: Die ersten Stecknadeln. Dann sind da noch die Kürschner und Hutmacher, Böttcher und Faßbinder, Weiß- und Rotgerber, Seiler und Rademacher, Stricker und Glaser, Zuckerbäcker und Gewürzkrämer.

In der Hauptsache dreht sich das Jahrmarttsgeschäft in Pitschen jedoch um die Erzeugnisse des Ackerbaues, der Viehzucht und der Imkerei. Gerade dieserhalb sind ja die Märkte stets von Polen her so außerordentlich stark besucht. Getreide, Mehl, Flachs, Vieh, Felle, Wolle, Wachs und Honig, das sind die Haupthandelsartikel, die großen Umsatz finden, und denen die Stadt ihren Wohlstand verdankt. Aber auch allerlei Gewürze, unter denen der Pfeffer eine besondere Rolle spielt, sind stark begehrt. Außerdem gibt es Erbsen und Bohnen, Mohn, Kümmel, Hopfen, Obst, Seife, Pech und tausend Dinge des täglichen Bedarfs.

Auf dem Marktplatz ist das Gewühl der Fremden und Einheimischen am ärgsten. Zwischen Bürgern und Landleuten, stattlichen Ratsherren und gepuhten Stadtfrauen drängen sich fremde Gesellen, Polen und Polinnen, Ritter mit ihren Knechten aus den umliegenden Schlössern, Laienbrüder und -schwestern aus den nächsten Klöstern, die zwar nach Klosterordnung leben, aber das Recht haben, in die Welt zurückzukehren. Die Farbenfreudigkeit und Buntheit der modischen Kleidung um 1400, die Joppen und Rittel der Bauern, die kurzen, enganliegenden Wämser der ritterbürtigen

Personen, die mit Kapuzen versehenen, mit Pelz verbrämten Mäntel, dazu die mehrfarbigen Beinlinge, die an Stelle der bisherigen trikotartigen Strumpfhose getragen werden, endlich die langen, mit Hängeärmeln geschmückten Gewänder der Frauen verleihen dem Ganzen ein ungemein malerisches Bild.

An den Ringgassen werden als besondere Schaustücke gezähmte Schlangen und bunte ausländische Tiere gezeigt; Medizinmänner und Quacksalber preisen mit krähender Stimme ihre Mixturen und Tinkturen gegen alle Gebrechen des Leibes an und haben großen Zuspruch von Dummen, die nicht alle werden; Spielleute mit Fiedel, Laute und Sackpfeife lassen ihre lustigen Weisen erklingen. Vor den Gaststätten stößt sich die Menge, und in den Schenken geht es drunter und drüber.

Gegen Abend wird die Marktfahne am Rathause abgenommen, und die Ratsglocke läutet den Markt aus. Da ziehen die Karren und Menschen zu den Toren hinaus, die Tore werden geschlossen, im Städtchen kehrt Ruhe und Friede ein, die Bürger tauschen nach den Anstrengungen und Aufregungen des Tages die gehabtten Erlebnisse aus, bis sich die Schatten der Dunkelheit auf die Straßen senken und dem Lärm des Tages ein Ende machen. Mehrere Diebe sind gefangen worden, auch ein Messerstecher sitzt hinter Schloß und Riegel. Einige trunkene Gesellen machen zwar trotz des strengen Verbots noch die Straßen unsicher, doch Nachtwächter und Stadtwache bringen auch diese ungebärdigen Burschen bald zur Ruhe. —

Es möge hier ein kurzes Wort über die Preise und Löhne der damaligen Zeit Platz finden. Umständlich war die Zahl- und Rechenweise im Mittelalter. Man rechnete in Pitschen zwar wie heute nach Mark, aber diese mittelalterliche Mark war keine Münze, kein Geldstück, sondern ein Gewicht, und zwar 159 Gramm feines Silber. Eine solche Silbermark bedeutete nach heutigem Gelde etwa 28 Reichsmark. Die Mark teilte sich in 4 Bierdung, der Bierdung in 6 Skot, der Skot in vier Quarten, eine Quarta in sechs Denare oder Pfennige. Die einzige geprägte Münze war der silberne Denar, der einen Wert von ca. 5 Pfennigen hatte. Um nun z. B. einen Bierdung zu zahlen, mußte man entweder 144 Silberpfennige einzeln aufzählen oder auf einer Wage soviel Bruchsilber abwiegen, bis das Gewicht eines Bierdungs (ca. 40 Gramm) erreicht war. In Böhmen und Sachsen rechnete man nach Groschen und Pfennigen, und nachdem Pitschen mit Brieg böhmisches Lehn geworden war (1329), wurde auch in Pitschen nach Groschen gerechnet. Eine Mark (marca argenti puri) hatte 48 Prager Groschen, ein Groschen bedeutete 9 Pfennige, später, als „Neugroschen“, 12 Pfennige. Die deutsche Münzordnung (Gulden und Kreuzer) wurde in Pitschen erst im 16. Jahrhundert durch den Herzog Georg II. eingeführt.

Die Kaufkraft des Geldes war in der Zeit, von der erzählt wird, eine wesentlich größere als heutzutage. Man zahlte z. B. für ein Pferd 35 (heutige) Mark, für eine Kuh 16 Mark, für ein Schwein 4 Mark, für ein Schaf 1,40 Mark, für ein Malter Korn (6,60 Hektoliter) 7 Mark. Dagegen kostete ein Frauenkleid 28 Mark, ein Frauenmantel 14 Mark, was bei der damals herrschenden Mode leicht erklärlich ist. Denn Männer und Frauen waren um die Wette bemüht, sich, wo sie vor andern erschienen, kostbar zu kleiden, und der Verbrauch an bunten und teuren Stoffen war daher sehr groß. Auch derjenige, der Steuern zu zahlen hatte oder sonst einer größeren Geldsumme benötigte, und deshalb Getreide oder Vieh verkaufen mußte, war übel dran, denn er bekam für seine Ware nach heutigen Verhältnissen wenig Geld.

Die Arbeitslöhne aus jener Zeit erscheinen uns heute lächerlich gering. An Macherlohn zahlte man 1426 an einen Schneider: Für ein Paar einfache, ungefüttete Hosen 2 Denare, für ein Paar ebensolche mit Lappen hinten und vorn 8 Denare, für einen Mantel 18 Denare. Der Schuhmacher erhielt für die Anfertigung von einem Paar Knabenschuhen 22 Pfennige, für ein Paar Bauernschuhe 30 Pfennige, für ein Paar hohe, grobe Fleischerschuhe 36 Pfennige. Ein Maurer bekam täglich 22 Pfennige und, wenn er Meister war, 27 Pfennige. Einem Holzhauer zahlte man täglich 9 Pfennige nebst Kost, einem Tagelöhner 12 Pfennige ohne Kost. Dabei wurde vorausgesetzt, daß zur Sommers- und Winterszeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gearbeitet wurde, und wer sich damit nicht begnügte, der wurde „nicht in noch vor der Stadt geduldet, sondern weggetrieben.“

So war die alte Zeit, besonders für Drückerberger, nicht immer eine gute!



17. Hans von Sagan

(1370—1682.)

Die Pitschener Schuhmacherinnung bewahrt einen großen Zinnkrug aus dem Jahre 1682 mit der Deckelfigur eines gewappneten Mannes, der eine wehende Fahne führt, als seltenes und wertvolles Innungsgerät sorgsam auf. Der Krug ist 48 Zentimeter hoch und birgt in seinem Innern einen zinnernen Willkommbecher. Auf dem Kruge sind eingraviert: „Der Her Vater Bartholomeus Trutwinn, die Alt Knecht George Kleimke und Kaspar Tappert und die Alten Geselen Matis Jamborowski, George Rihar und Thomas Smiela.“ Rings ist der Krug mit sieben versilberten Botivschildern behängt, welche die Namen der Stifter und Wahrzeichen der Schustergilde enthalten. Mehrfach kehrt dabei der von einem Pfeil durchbohrte Schuh wieder.

Für dieses sonderbare Wappenzeichen ist eine sichere Erklärung nicht zu geben. Der Schutzpatron der Schuster war der heilige Crispinus, der als Märtyrer enthauptet wurde, also durch sein Martyrium keine Veranlassung zu dem eben genannten Symbol gegeben haben kann. Vielleicht rührt der Pfeil von dem heiligen Sebastian her. In den Schlesischen Monatsheften (1926, Nr. 2.) erklärt nämlich Franz Heinevetter in dem Artikel „Schlesische Zunft-siegel“ folgendes: „In das elsässische Wappenbuch ist das amtliche Wappen der Cordonniers (Schuhmacher) mit den Worten eingetragen: „de gueules à un Sebastian de carnation, attaché à un arbre d'or et percé de flèches de mêmes“. (Fleischfarbenedes Rot bei dem heiligen Sebastian, der, durchbohrt von Pfeilen, an einen goldenen Baum gebunden ist.) Der heilige Sebastian wurde also ebenfalls, wenigstens in manchen Gegenden, als Schutzheiliger verehrt, und von ihm ist der Pfeil in das Schusterwappen gekommen.“ Eines der Botivschilder weist merkwürdigerweise zwei gekreuzte Rasiermesser auf. War der Stifter dieses Schüdes (C. G. S. 1787) vielleicht deklariert Raseur bei den Zusammenkünften der Schustergilde? Dann hat er sicher bei der Leerung des großen Meisterbechers, der sich in dem Kruge befindet, wacker mitgeholfen und seine Dankbarkeit durch die Stiftung bezeugen wollen.

Dieser Willkommkrug der Innung führt den Namen „Hans von Sagan“. Woher stammt diese merkwürdige Bezeichnung? Roelling führt den Namen auf den Herzog Johann von Sagan zu-

rück, der im Jahre 1488 gemeinsam mit Heinrich von Münsterberg einen langjährigen Streit zwischen dem Herzog Friedrich I. von Brieg und den Herzögen Johann und Niklas von Oppeln wegen des Rückkaufs der Städte Brieg, Kreuzburg und Pitschen schlichtete, indem er eine sogenannte „Richtung“ zustande brachte und dadurch in Pitschen eine populäre Figur wurde. Die Handwerker sollen sich deshalb dem Vermittler dankbar gezeigt, den Humpen mit dem gewappneten Ritter auf dem Deckel gestiftet und nach seinem Namen benannt haben.



Zinnkrug der Schuhmacherinnung Pitschen

Diese Darlegung hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Der Herzog Johann von Sagan ist in der Geschichte Schlesiens als eine wüste Gestalt aus den Grenzkriegen bekannt. Er ließ z. B. sieben ehrbare Ratmänner seiner eigenen Stadt Glogau in den Turm wer-

fen und verhungern, weil sie sich geweigert hatten, gegen einen beschworenen Vertrag zu handeln und seinen drei Schwieger söhnen als ihren künftigen Herren zu huldigen.¹⁾ Er lag deshalb mit dem Herzog Friedrich I. von Brieg, seinem Landeshauptmann, bis zu dessen Tode in Streit. Dieser wilde, unruhige, gewalttätige und grausame Mensch war gewiß als Vermittler eine wenig geeignete Persönlichkeit, besonders für Friedrich I., mit dem er selbst verfeindet war, und die Pitschener Handwerker hatten absolut keine Veranlassung, sein Andenken hochzuhalten. Wie sollte auch gerade die Schuhmacherinnung dazu gekommen sein, sich dem Herzog Johann dankbar zu erweisen? Es existierten doch damals sieben blühende Innungen in Pitschen, die von der Vermittelung durch den Herzog keine Notiz genommen zu haben scheinen. Auch die Fahne mit dem eingravierten Schuh spricht dagegen, daß die Deckelfigur den Herzog Johann von Sagan darstellen soll.

Nein, der Name des Willkommkruges steht zu dem Herzog von Sagan in keinerlei Beziehung, er ist vielmehr zum Gedächtnis eines andern Hans gestiftet worden und zwar eines einfachen schlesischen Schuhmachergesellen aus Sagan, der aber ein braveres Herz in der Brust trug und einen edleren Heldenmut bewies als sein herzoglicher Namensvetter unrühmlichen Angedenkens.

Als nämlich im Jahre 1369 der Hochmeister des deutschen Ritterordens mit dem Großfürsten von Litauen in Fehde lag, führte letzterer ein ungeheures Heer von 70 000 Mann nach Preußen und überfiel bei Rudau am 16. Februar 1370 die Hilfsvölker des deutschen Ritterordens. Schon begannen diese zu weichen, und der Fahmenträger des Ordens sank von einer Lanze durchbohrt zu Boden. Da stürzte ein Schuhmachergeselle, Hans aus Sagan, herbei, entriß dem Sterbenden das Heiligtum des Heeres, hob es hoch empor und stürmte mit unwiderstehlicher Gewalt auf die schon siegestrunkenen Litauer ein. Die Weichenden ermannten sich, die Schlacht kam wieder zum Stehen, — und als die Sonne sank, waren die Litauer gänzlich aus dem Felde geschlagen, und ihr Großfürst bat um Frieden. Die geretteten Deutschritter boten dem tapferen Schuhmacher eine Belohnung an, ganz gleich, was er sich erbitten würde, und Hans von Sagan verlangte für seine Innung jährlich am Himmelfahrtstage ein freies Gastmahl auf Kosten der preussischen Ritter. Das Mahl wurde gewährt und noch bis in das 16. Jahrhundert hinein im herzoglichen, später königlichen Schloß zu Königsberg gehalten.

Der tapfere Schuhmachergeselle hatte durch seine Heldentat das bedrohte Deutschtum in der Ostmark gerettet, sein Ruhm

erscholl durch das ganze Land, und noch nach Jahrhunderten sang man:

Du gingst mit unsrer Fahn' voran
Wie ein beherzter Kriegermann.
Du halfst uns tapfer aus der Not;
Wer nicht entfloh, den schlug man tot. —

Nach dem Ableben dieses braven Mannes wurde an dem Königsberger Hause, in dem Hans von Sagan gewohnt hatte, seine holzgeschnitzte Heldengestalt als Denkmal angebracht. Es hat dort, ein redendes Zeugnis für den Heldenmut eines einfachen Handwerkers, Sturm und Wetter Troß bietend, jahrhundertlang gehangen, ist aber in einer kalten Winternacht plötzlich verschwunden. Arme Teufel hatten, jeglichen historischen Sinnes bar, die große Holzfigur gestohlen und als Heizmaterial benutzt.

Deshalb hat die Königsberger Schuhmacherinnung aus Anlaß ihres 600jährigen Bestehens im Jahre 1926 vor dem Kneiphöfischen Rathause zu Königsberg ein neues Denkmal für Hans von Sagan enthüllt, das ihn, die Fahne schwingend, darstellt. Der dreitägigen Feier wohnten die Abgeordneten fast sämtlicher Provinzen bei, und des heldenmütigen Schuhmachergesellen wurde durch festliche Ansprachen in ehrender Weise gedacht. Am Begrüßungsabend verabreichte man den Gästen das handwerksübliche Königsberger „Schmeckebier“. Hat man dabei den Königsberger Willkommkrug, auf dem das Bild des Hans von Sagan graviert ist, benutzt? — Der Bürgermeister Dr. Girdeler prägte dabei das Wort:

Wohl der Stadt,
Die solche Schuster hat! —

Es läßt sich nun allerdings nicht nachweisen, daß dieser tapfere Held des Pfriems und des Schwertes auch wirklich aus Sagan stammte. Die Archive der Stadt Sagan bieten keine Anhaltspunkte dafür, auch in den Innungsakten der Saganer Schuhmachergilde ist über Hans von Sagan nichts zu finden. Mag dem sein, wie ihm wolle! Nicht nur die Königsberger Gilde, sondern das gesamte Schuhmacherhandwerk hat alle Ursache, das Andenken dieses braven, tapferen Mannes, der aus ihren Reihen hervorgegangen ist, hochzuhalten, wie das ihres zweiten berühmten Hans, des Poeten aus Nürnberg.



¹⁾ Gustav Freytag, Bilder etc., 2. I. 172.

18. Die Hussiten in Pitschen

(1428—1433.)

Ein geruhames Leben war den Pitschenern von Anfang an nicht vergönnt. Zwischen böhmischer, polnischer und ungarischer Oberherrschaft hin und hergeworfen, von ihren piastischen Fürsten oft verpfändet und verkauft, infolge der Streitigkeiten zwischen Herzog und Bischof fortwährendem Wechsel zwischen staatlicher und geistlicher Gewalt ausgesetzt, mußten die Bewohner die kleinen und großen Händel, welche die Fürstenhäuser untereinander und mit den Nachbarn hatten, über sich ergehen lassen und mit ihrem Geld und Gut, oft auch durch ihr Leben und ihr Blut bezahlen.

Nichtsdestoweniger waren die ersten 200 Jahre des Bestehens der Stadt für sie eine Periode fortschreitender Entwicklung, ungehemmten Wachstums und zunehmenden Wohlstandes. Pitschen war um 1400 der wichtigste Ort im oberschlesischen Grenzlande; es hatte 130—140 Stellen, war somit größer als Kreuzburg und Konstadt und stellte ein blühendes Gemeinwesen dar, das stets imstande und auch bereit war, für seine immer an Geldmangel leidenden Fürsten einzuspringen. Brieg, die Hauptstadt des Fürstentums und Residenz des regierenden Herzogs, bestand damals aus drei- bis vierhundert Häusern und hatte eine Bürgerschaft von vielleicht 2000 Seelen. Die genannten vier Städte waren häufig genötigt, für die Schulden des Herzogs aufzukommen. Allein im Jahre 1417 mußten sie für den Herzog Ludwig fünf Zinsverkäufe vornehmen und sich dadurch mit einer Zinsenlast von 100 Mark Silber jährlich belasten. Für diese 100 Mark Zins erhielt der Herzog von den Geldgebern, Breslauer Kaufleuten und Domherren, 1000 Mark fein Silber (28 000 Mark).

Schlimmer als diese finanzielle Belastung aber, fürchterlicher als alle Nöte und Sorgen, welche die junge Stadt bis dahin hatte erdulden müssen, waren die schweren Stürme, welche im Verlaufe der nächsten Jahre über das unglückliche Pitschen daherkrausten, waren die bösen Kriegsjahre, Feuersbrünste und Pestilenzen des 15. und 16. Jahrhunderts, die die Stadt oft mit völliger Vernichtung bedrohten.

Als die Hussiten auf ihren Raufeldzügen im Jahre 1426 über die böhmische Grenze in Schlesien einbrachen und Tod und Verderben im Lande verbreiteten, hatte zunächst Niederschlesien den

Stoß der fanatischen Feinde aufzuhalten. Lauban und Bunzlau, Grüssau und Landeshut wurden verheert und geplündert, das Fürstentum Brieg und die oberschlesischen Lande blieben diesmal noch verschont. Aber im Jahre 1427 loderte die Kriegsfackel auch in unserer Gegend empor. Nach einer in der Nähe von Pitschen geschlagenen Schlacht (der Ort ist unbekannt, und die Streiter können nur Böhmen und Polen gewesen sein), plünderten die Scharen des Wladislaw Jagiello unsere Stadt gänzlich aus und legten die meisten Häuser in Asche.¹⁾ Kaum waren die Häuser notdürftig wieder aufgebaut, da geschah der zweite Einfall der Hussiten in Schlesien. Ueber Camenz, Frankenstein und Reichenbach drangen sie vor, kamen bis nach Oberschlesien und eroberten Ober-Glogau und Falkenberg. Näher und näher schritt das Verderben der Ober. Als die Hussiten auch Brieg bedrohten, floh Herzog Ludwig, der als Freund des Kaisers Sigismund und Schwiegersohn Friedrichs von Hohenzollern der Verheerung auch seines Landes durch diese „Erzfeinde“ gewärtig sein mußte, nach Liegnitz und überließ Brieg dem grausamen Feinde. Im Frühjahr 1428 hausten die Hussiten ganz entseztlich in Brieg. Dann überschritten sie die Oder und fielen in die Kreise Ramlau und Kreuzburg ein. Nun verband sich mit ihnen Herzog Bolko von Oppeln. Dieser hatte Kreuzburg erobert und hielt die Stadt besetzt. Er trat nun das Kreuzburg-Pitschener Gebiet an den Polen Buchalla ab, der die hussitische Sache in Oberschlesien verfolgte. Buchalla setzte sich in Kreuzburg fest und unternahm von dort aus Streifzüge in die Umgegend. So überfiel er Ramlau, äscherte die Vorstädte ein, nahm Beute und verproviantierte Kreuzburg von neuem.²⁾

Da schauten die Bewohner von Pitschen voll banger Sorge nach der südlichen Nachbarstadt, und manche böse Kunde machte die Herzen zittern vor dem furchtbaren Feinde, der so nahe war. Wohl hatten sie alle Verteidigungsmaßregeln getroffen, um im Falle der Not gerüstet zu sein. Die Lücken in den Mauern waren sorgsam ausgebessert, die Stadttore auf ihre Widerstandsfähigkeit geprüft worden. Auf die drei Festungstürme waren schwere Steine und mit Stroh umwickelte, mit Pech bestrichene Rutenbündel geschafft worden. Die Wallgräben wurden gefüllt, die Wachen verstärkt. Die wehrhaften Handwerker, voran die Schmiede und Fleischer, hielten täglich Uebungen mit Handballisten³⁾ und Pisschulen⁴⁾ ab. Dies alles gab wohl eine gewisse Beruhigung, aber die Nachrichten von der erschreckenden Uebersahl der Feinde lag doch

¹⁾ Nach Lucā: „Denkwürdigkeiten.“

²⁾ Koelling: Geschichte der Stadt Pitschen, pag. 95. 96.

³⁾ Mit einem Hebel versehene Wurfmaschinen, mit denen man Feldsteine schleudern konnte.

⁴⁾ Handbüchsen

wie ein Alp auf den Leuten. Sie wußten wohl, daß trotz der getroffenen Vorkehrungen an einen erfolgreichen Widerstand nicht zu denken war.

Doch Buchalla ließ sich Zeit, Pitschen war ihm sicher. So lange er Proviant besaß oder solchen in den Dörfern und Adels-sitzen der Umgegend von Kreuzburg in genügender Menge auftreiben konnte, ließ er Pitschen unbehelligt. Monate der Ungewißheit und der sorgenvollen Erwartung vergingen. Im Pitschener Gebiet herrschte Ruhe, kein Hussit ließ sich sehen. Aber es war die Ruhe vor dem Sturm. Das Jahr 1429 ging zu Ende, ohne daß sich etwas Bemerkenswertes ereignet hätte, und schon glomm in den Herzen vieler Pitschener die leise Hoffnung empor, daß ein gnädiges Schicksal ihre Stadt vor Brand und Verwüstung bewahren würde.

Am Anfange des Jahres 1430 jedoch streiften einzelne Haufen auf ihren Beutezügen bis in die Nähe von Pitschen. Manche kamen so nahe, daß die Wächter von den Wehrgängen aus diese wilden Gefellen genau beobachten konnten. Es war eine wüste Gesellschaft, zerlumpt und abgerissen, mit zerzausten Köpfen und verwitterten Hüten, mit Schnappsfäcken an der Seite, in Stiefeln oder Bundschuhen, so klobig und schwer, daß sie kaum zu schleppen waren. Gegen die befestigte Stadt konnten diese einzelnen Haufen zwar einen Angriff nicht wagen. Es wurden schleunigst die Tore geschlossen, die Wächter bliesen Alarm, die Bürgerwehr eilte an ihre Plätze und konnte die räuberische Bande durch einige wohlgezielte Schüsse vertreiben. Solch kleine Scharmügel wiederholten sich mehrere Male und bildeten das Vorspiel der Katastrophe.

Und plötzlich brach das Verhängnis über die unglückliche Stadt herein!

Eines Abends, Frühlingsglanz lag über den grünenden Fluren, kündete rote Lohe von Bischdorf aus das Herausziehen des Ungewitters. Der Winter hatte die letzten Vorräte Buchallas in Kreuzburg aufgezehrt. Die Dörfer waren gebrandschatzt und konnten nichts mehr hergeben. Nun kam Pitschen an die Reihe! Als die Dunkelheit sich über das Städtlein senkte, kamen die Feinde in hellen Haufen von übermächtiger Stärke auf Pitschen losgestürmt, schlichen sich dann mit fagenartiger Schnelligkeit näher heran und lagen still und lauend die ganze Nacht an der Mauer, um die zugänglichsten Stellen zu erspähen. Und sie fanden sie bald heraus. Zwar führte innerhalb der Stadtmauer ein schmaler, freier Plan entlang, der den Städtlern Raum für Zufuhren und bessere Verteidigungsmöglichkeiten bieten sollte. Aber an einigen Stellen waren Häuser an die Mauer geklebt und trotz der drohenden Gefahr nicht entfernt worden, eine Nachlässigkeit, die sich nun schwer rächte. Denn die Feinde konnten von der Mauer bequem auf die Dächer und von da in die Straßen gelangen.

Im Morgengrauen wimmelte es am Fuße der Mauer von den greulichen Massen. Sie hatten in der Nacht die Wallgräben abgestochen und mit Holz und Reisig gefüllt. Große Steinbüchsen waren aufgestellt, mit denen sie zentnerschwere Steine schleudern konnten. Im Morgenwinde flatterte ihre rote Relschsfahne. Und als das Signal zum Angriff ertönte, da stürzten die kriegsgeübten und kampfgewohnten Feinde mit kurzen Leitern auf die Festungsmauern los. Die Leitern liefen vorn auf Rädern und waren mit eisernen Bändern versehen, so daß sie aneinander gehakt werden konnten. Im Nu waren sie die Mauern hinaufgeschoben und zusammengehakt. Zu zweien und vieren, unaufhaltsam, erstiegen nun die Feinde die Mauern, sprangen auf die Dächer, drangen in die Häuser, und waren auf der Straße. Da nützten den verzweifeltsten Bewohnern ihre Verteidigungsmittel nichts. Wohl wurde von den Türmen und Mauern mit Kugeln und Bolzen auf die Stürmenden geschossen, Balken und Steine wurden auf sie geworfen und heißes Wasser und brennende Pechkränze ihnen entgegengeschleudert, aber der gewaltigen Uebermacht gegenüber war die Bürgerschaft machtlos.

Bald rasten die Hussiten wie die Teufel durch die Straßen, drangen in die Häuser und schleppten Geräte und Möbel heraus. Die geängstigten Bewohner versteckten sich in den Kellern oder flüchteten in die Kirche oder auf die Türme. Die ausgeraubten Häuser gingen bald in Flammen auf. Qualm, Hitze, Funken, Geschrei und Toben erfüllten die Straßen. Männer, Frauen und Kinder, die aus den Kellern der brennenden Häuser vertrieben worden waren, irrten ratlos und wehklagend umher. Etliche unterhandelten mit den Feinden und boten ihnen Lösegeld, damit sie ihre Höfe verschonten.¹⁾ Und auf Geld waren die Feinde wie besessen. Ihr wüstes Gebahren, ihr wildes Geschrei, ihr Toben und Lärmen geschah mehr aus List, um die Menschen aus den Häusern und Schlupfwinkeln zu schrecken, als aus Mordlust. Es war ihnen mehr um Geld und Gut, als um Leben und Blut zu tun.

Nur gegen die Geistlichen richtete sich ihr besonderer Haß. Diese hatten sich aber längst in Sicherheit gebracht. Nun ließen die Hussiten ihre Zerstörungswut an der Kirche aus. Sie rissen die Heiligenbilder von den Wänden, stürzten die Beichtstühle und Altäre um, schleppten Holz und Reisig zusammen und entzündeten mächtige Feuer im Innern der Kirche. Da sind manche schöne alte Schmuckstücke, manche wertvolle alte Malereien und Schnitzwerke ein Raub der Flammen geworden. Auf den uralten Mauern der Innenwände fand man bei der Renovation der Kirche im Jahre 1886 nach Entfernung des Kalkabputzes stellenweise dicke Rußschichten, die noch nach 450 Jahren ein trauriges Zeugnis von der bar-

¹⁾ Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 2. I. p. 339.

barischen Aufführung der Hussiten ablegten. Auch für unser Städtchen könnte der Vers gelten, der auf einer Tafel in der Nicolai-kirche zu Brieg verzeichnet steht:

Tausend vierhundert zwanzig Acht
Nach Christi Geburt die Jahrzahl macht,
Ward in gemeiner Landen Noth
Durch die enfrig Hussitische Rott
Die Stadt samt diesem Gotteshaus
Verwüstet und gebrennet aus!

Die Feinde setzten sich nun in der Stadt fest. Viele Häuser waren eingeeäschert. Eine Anzahl, die losgekauften, waren zwar zunächst verschont geblieben, auch die wenigen massiv gebauten, denen das Feuer nichts hatte anhaben können, standen noch. Aber die Bewohner waren theils in die Wälder geflüchtet, theils waren sie als Gefangene fortgeführt worden. Alle Frauen und Kinder hatten die Stadt verlassen, nur wenige Bürger waren zurückgeblieben. Pitschen war eine Stadt der Männer geworden. Wie noch viele Jahre lang diese schreckensvollen Tage als böser Traum auf den Gemüthern der Flüchtigen lastete, erzählt A. Hellmann in der Geschichte: „Ein Frühlingmorgen im Jahre 1442“. Es heißt da: „Der sehnig-schlante Scholar schritt an dem kleinen Magisterhäuschen der Probstei Kasimir vorbei der Stadt Ober-Glogau zu. Er dachte an den Plünderungszug der Räuberhorden nach dem lieben Städtchen Pitschen vor gerade 11 Jahren, da er, der damals sechsjährige Junge und seine kranke Muhme ihr Leben mit knapper Mühe und Not aus dem brennenden Städtchen in die Wälder retten konnten.“ —

Fast drei Jahre lang dauerte die Besetzung durch die Hussiten, und was den ersten Stürmen standgehalten hatte, was das erste, ärgste Wüthen überdauert hatte, das fiel der dreijährigen Kriegswirtschaft zum Opfer. Erst 1433 gelang es dem tapferen deutschen Ordensritter Heinrich von Landsberg, mit Hilfe von Breslauer Kaufleuten, Buchalla vor Kreuzburg zu besiegen. Die Stadt Kreuzburg konnte er jedoch nicht einnehmen. Buchalla und Prinz Korybut, ein Neffe Jagiello, zogen sich auf Pitschen zurück, und nun belagerte Heinrich von Landsberg auch Pitschen. Aber die Belagerung zog sich in die Länge, denn Buchalla hoffte auf Hilfe und Ersatz durch den Herzog Bolko von Oppeln, aber vergebens. Er mußte sich endlich, als der Proviant zu Ende ging, entschließen, in Verhandlungen zu willigen. Diese endigten damit, daß sich Buchalla verpflichtete, gegen Zusicherung freien Abzugs und Erhalt eines Lösegeldes Kreuzburg und Pitschen zu räumen. Für Pitschen mußten 500 Mark Silber (14 000 Mark) erlegt werden. So wurde die Stadt endlich von den Feinden befreit.

Aber wie sah die Stadt nach dem Abzug der Hussiten aus! Die Häuser verbrannt oder in Trümmern, die Kirche verwüstet, die Keller, Ställe und Scheunen leer, die Ernten vernichtet, die Bewohner zum größten Theile vertrieben, zersprengt, gefangen, getödet! Wohl kehrten viele Flüchtlinge wieder, nachdem die Stadt geräumt war, doch was sich ihrem Auge bot, griff auch den härtesten Männern ans Herz. Aber bald siegte deutsche Tatkraft und Entschlossenheit über die anfängliche Niedergeschlagenheit, mit ungebrochenem Mute ging es ans Werk, und aus Asche und Brand erhob sich wiederum zwischen Prosna und Pratwa die deutsche Stadt. —

Die aufklärerisch-nationalistische Sache der Hussiten hatte, wie in ganz Schlesien, so auch in Pitschen keine Stätte finden können, während hundert Jahre später die Reformation schnell und siegreich und doch in aller Stille und Milde willkommenen Eingang fand und bleibende Wurzeln schlug.



19. Schlimme Nachbarschaft

(1271—1848.)

Die nahe polnische Grenze ist für die Entwicklung unsers Städtchens von alters her in doppelter Hinsicht von großem Einfluß gewesen. Einmal von einem günstigen, da der Handel mit dem Nachbarlande Polen in friedlichen Zeiten unleugbar Pitschen große Vorteile brachte. Die polnischen Grenzbewohner waren gezwungen, ihre Bedürfnisse an Kleidungsstoffen, Leinen und Schuhwaren, an Handwerkszeug, Haus- und Wirtschaftsgeräten, an Gewürzen und Spirituosen in Pitschen zu decken. Hinwiederum führte der Handel mit Pferden, Schafen, Rindvieh und Schweinen die Pitschener Fleischer oft weit nach Polen hinein. Andererseits barg die nahe Grenze immer die Gefahr räuberischer Einfälle der Polen in sich. Bei den ungeklärten Besitzverhältnissen, und der allgemeinen Unsicherheit der früheren Zeiten mußten die Pitschener Bürger jederzeit der Verwüstung ihrer Felder und der Wegnahme ihrer beweglichen Habe durch die unruhigen, aber unter dem Schutze eines großen Staates sicheren polnischen Nachbarn gewärtig sein. Der Fluch, der auf der sonst so lebensfähigen Stadt lag, war unter der piastischen Herrschaft das Fehlen des starken Armes eines Landesherrn, der imstande gewesen wäre, Ackerbau, Handel und Wandel kräftig zu stützen und den nachbarlichen Räubern energisch entgegen zu treten.

Grenzgebiete sind immer interessant, nicht nur wegen der Volksmischung, die dem in seinem Frieden ruhenden Binnenlande gänzlich unbekannt ist, sondern auch wegen des lebhaften, bunten Handelsverkehrs. Grenzgebiete sind aber auch eine Zone steter Gefahr. Wo sich zwei Sprachen aneinander reiben, wo fremde Volkselemente zusammenstoßen, prägt sich auf beiden Seiten ein besonders starkes Nationalgefühl aus, das zu schweren, langen Kämpfen führen kann, und das umso mehr, wenn der eine Teil aktiv, der andere zu duldsam ist. Es ist ein langes Lied, ein Lied von Angst, Sorge und Not, das die Pitschener davon singen könnten, denn die Streitigkeiten, Beunruhigungen und Kämpfe wegen der Grenze begannen bald, nachdem unsere Urväter vor nunmehr 700 Jahren unseren Heimatboden betreten hatten.

Die Prosna bildete wohl die natürliche Grenze zwischen deutschem und polnischem Gebiet, als politische aber wurde sie von den

Polen durchaus nicht anerkannt. Sie hatten ihren Ansprüchen auf das Kreuzburg-Pitschener Land nicht entsagt und glaubten sich berechtigt, in dem Weichbild von Pitschen nach ihrem Belieben schalten zu dürfen. Ihre Einfälle reichen bis in das 13. Jahrhundert zurück. Oft ohne Ursache oder unter einem beliebigen Vorwand fiel es einer feinde- und beutelustigen polnischen Horde ein, einmal einen Zug in das benachbarte Gebiet zu unternehmen. Zuweilen waren es Privathändler, die einer der polnischen Großen diesseits der Grenze ausfechten zu müssen glaubte, zuweilen geschahen die Beutezüge mit stillschweigender Bewilligung der polnischen Herrscher. Oft waren es nur wenige Leute, ein Duzend Reiter und eine Handvoll Fußleute, welche plötzlich über die Grenze stießen, Pferde stahlen, im „Getreidicht“ Schaden anrichteten, oder wenigstens ihr Vieh unbefugter Weise auf deutschem Boden hüteten; oft waren es kriegerische Haufen, die Scheunen und Ställe abbrannten und Menschen mißhandelten und gefangen wegführten.

Schon im Jahre 1271 erfahren wir aus einem Bericht des Bischofs Thomas von Breslau an den Erzbischof von Gnesen von einem Einfall des Herzogs Boleslaw von Krakau in der Gegend von Militzsch und Pitschen, durch den auf den bischöflichen Gütern großer Schaden entstanden war, den der Bischof auf 10 000 Mark schätzt.

Nun hatten die Deutschen zur Verhütung von Ueberschwemmungen der ihnen gehörigen Prosnawiesen ein Netz von Dämmen aufgeworfen, und an der Prosna und ihren Zuflüssen waren eine ganze Reihe Wassermühlen entstanden. An diesen Mühlen und Dämmen übten die Polen immer wieder ihre Zerstörungslust aus. So wird aus dem Jahre 1368 berichtet, daß der polnische Kapitän von Wielun, ein Hauptmann Sbigneus, eine solche deutsche Mühle und den dazu gehörigen Damm zerstörte. Auf eine Beschwerde des Herzogs Ludwig bei dem König Kasimir von Polen erwiderte dieser, „die Herrschaft Polens erstreckte sich bis Borek, auch seine Ansprüche auf Pitschen habe er keineswegs aufgegeben und werde deshalb auch die im Prosnagebiet errichteten deutschen Dämme fernerhin nicht mehr dulden.“ Und Herzog Ludwig hatte keine Machtmittel in der Hand, seine Besitzrechte energisch geltend zu machen und mußte sich stillschweigend fügen. Erst als 1356 Kasimir von Polen feierlich allen Ansprüchen auf Kreuzburg und Pitschen entsagte und die Oberherrschaft an Böhmen abtrat, nahmen die Feindseligkeiten vorläufig ein Ende. Aber nur vorläufig!

Das neue Jahrhundert brachte den Hussitensturm, da mögen die Grenzhändler wohl in den Hintergrund getreten sein. Als aber einer der Nachfolger Kasimirs, Wladislaw III., den in Schlesien verloren gegangenen Einfluß Polens wiederzugewinnen suchte, kam es 1441 zum Kriege zwischen Polen und Böhmen. Die obereschlesi-

ſchen Piasten, die, weil ſie ja Polen waren, es mit der polniſchen Partei hielten, wurden darin ſo bedrängt, daß ihnen die Großpolen zu Hilfe eilen mußten. Dieſe drangen deshalb über die Grenze, verbrannten Landsberg und Neudorf bei Piſſchen und ſtreiften bis Liegnitz vor, deſſen Vorſtädte ſie einäſcherten. Piſſchen blieb damals zwar von Brand und Verwüſtung verſchont, hatte aber von den durchziehenden polniſchen Heeren viel zu leiden. Wladislaw's früher Tod machte dieſem Kriege ein Ende. Im Jahre 1447 wurde nun ein zehnjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen, wonach je zwei polniſche und deutſche Richter zweimal im Jahre in Skarin und Auſchwiz, in Namslau und Wielun richten ſollten. Piſſchen ſtand unter den Richtern von Wielun. Nun trat wieder einmal für einige Zeit Ruhe ein.

Bald brachen die Feindſeligkeiten von neuem aus. Als nämlich ein Neffe des eben erwähnten Königs Wladislaw zum Könige von Böhmen gewählt worden war, wurde er in Schlefien als Oberherr nicht anerkannt. Die Schlefier hielten vielmehr zu Matthias von Ungarn, dem damaligen Lehnsoberherrn von Schlefien. Deshalb wälzte ſich ein wildes Polenheer, beſtehend aus Polen, Litauern, Ruſſen und Tataren im September 1474 verwüſtend über die Grenzen, wohl an 60 000 Krieger, darunter 20 000 Reiter und 5000 Wagen. Eine Abtheilung beſetzte auch Piſſchen, ſengte das Land rein weg und verſchonte auch die Kirchen nicht.¹⁾ Dem Herzog Niklas von Oppeln, an den Piſſchen damals verpfändet war, gelang es zwar, die Feinde aus Piſſchen hinauszuschlagen, er war aber nicht imſtande, ſie vollſtändig zu bewältigen. Sie kamen bald wieder und beſetzten die Stadt aufs neue.

Über der Winter ſtand vor der Thür. Es machte ſich bald ein großer Mangel an Kleidung und Nahrungsmitteln in dem böhmisch-polniſchen Heere fühlbar, denn die Bauern hatten ſich weit und breit mit ihrem Getreide, ihrem Vieh, ihrer ganzen Habe in den Schutz der befeſtigten Städte begeben. Ein Troß von 600 Wagen, der ſich auf den grundloſen Wegen von Polen bis an die Oder durchgearbeitet hatte, wurde von den Oppelnern überfallen und von dannen geführt. Daſſelbe Schickſal erlitten 200 böhmische Proviantwagen. Da zeigten die Feinde ſich zum Frieden geneigt. Sie mußten Schlefien freigeben, und Matthias blieb Oberherr von Schlefien. Zwar war dieſer um die Herſtellung geordneter Zuſtände in unſerm Heimatlande redlich bemüht, doch ohne rechten Erfolg. Noch Jahre hindurch blieben die Landeſzuſtände ſehr traurig, und die räuberiſchen Gewalttätigkeiten dauerten fort.²⁾

So hatte der Staroſt von Boleslawice ſich Uebergriffe bezüg-

¹⁾ Nach: Schönwälder, Die Piasten zum Briege, I. 285.

²⁾ Schönborn, Geſchichte der Stadt und des Fürſtentums Briege.

lich einer Mühle und einer Wieſe in der Nähe von Piſſchen erlaubt, und der Herzog von Briege war wieder genötigt, bei dem Könige von Polen Beſchwerde darüber zu erheben.¹⁾ Einige Jahre ſpäter ſtreifte ein polniſcher Hauptmann Behawski mit 500 Pferden im Kreuzburger und Piſſchener Bezirk umher und führte Vieh und Menſchen weg. Da beide Städte immer noch an Oppeln verpfändet waren, das Herzogtum Oppeln ſich aber wieder im Pfandbeſitz des Markgrafen Georg befand, verfolgte Georg's Hauptmann die abziehenden Polen, nahm ihnen ſieben von Adel und ſechs Knechte und brachte ſie nach Namslau. In Breslau wurden ſie ein Jahr gefangen gehalten, bis ſie 800 Gulden erlegten.²⁾

Versuchte einmal der Herzog, energiſch aufzutreten, ſo drohten die Polen mit Repreſſalien oder verſchloſſen den Piſſchener Kaufleuten die Grenze. Es hatten alſo ſchon früher häufig Handel und Gewerbe in Piſſchen unter der verſchloſſenen Grenze zu leiden wie in der Gegenwart. Soweit uns bekannt, wurde die Grenze zum erſten Mal 1541 geſchloſſen. Zur Beilegung der ewigen Grenzhändel wurde nun 1556 eine Grenzkommiffion ernannt. Ebenſo tagten in den folgenden Jahren ſolche Kommiffionen, um die Grenzlinie endgültig feſtzulegen. Was dabei herauskam, wird nicht berichtet, offenbar war das Reſultat ein negatives. Endlich kam eine Deſenſionsordnung zuſtande, und es wurden im Hinblick auf die unſichere Nachbarschaft der Polen „Grenzhäuser“ (Grenzburgen) an die Grenze gelegt. Ferner wurde, um zu einer friedlichen Löſung der unaufhörlichen Grenzhändel zu gelangen, zwiſchen Herzog Georg II. und dem Polenkönig Stefan Bathory im Jahre 1583 bezüglich des Grenzflusses und der Grenzmühlen ein Vergleich geſchloſſen, von dem ſich eine Abſchrift, lateiniſch abgefaßt, im Piſſchener Stadt-Archiv befindet, „da auch hier ein Streit zwiſchen den Anwohnern des Flusses Brziesna auf Seiten des Königreichs und den Piſſchener Bürgern auf Seiten des Herzogtums Schlefien entſtanden war.“³⁾ Dieſer Vergleich iſt dadurch intereſſant, daß in ihm eines Lehnsherrn keine Erwähnung geſchieht, vielmehr Polen und Briege als gleichberechtigte verhandeln. Endlich wurde eine Grenzwaſche von 2000 Reitern und 1500 Haſenſchützen eingerichtet, und es hatte den Anſchein, als ob die Streittag ſeitens der beiden Nachbarvölker begraben werden und nun endlich eine milde Friedensſonne den ſo oft geſtörten und oft völlig darniederliegenden Grenzhandel wieder aufblühen laſſen würde.

Die Hoffnung war eine trügeriſche. Denn zwei Jahre ſpäter zog wiederum ein furchtbares Ungewitter von Oſten herauf. Im

¹⁾ Geſchriebene Chronik von Heinrich Koelling.

²⁾ Geſchichte der Stadt Piſſchen von Hermann Koelling.

³⁾ Die Prošna hieß früher Brziesna oder Brziosna, verdeutſcht Brieſniß.

Jahre 1588 fand die Schlacht bei Pitschen statt (s. d.), an welcher auch ein Teil der Grenzwache unter Georg von Waldbau teilnahm. Die Stadt Pitschen wurde nach der Schlacht vollständig ausgeplündert und verbrannt. Aber noch waren die Wunden, welche die Schlacht der Stadt geschlagen, nicht geheilt, noch hatten die Bewohner ihre Häuser nur notdürftig wieder aufgebaut, als sich wieder ein Einfall durch die Polen ereignete. Nun wurde zwar aus der Kanzlei des Polenkönigs Johann Kasimir mitgeteilt, daß diese „Grenzirrung“ in Kürze geschlichtet werden würde. Der polnische Reichsoberkanzler jedoch erklärte, daß er die gegenwärtige Zeit zu Verhandlungen über die Grenzstreitsache für ungeeignet halte, weil die Sache „delicati juris“ (von einer peinlichen Rechtslage) sei, indem sie Polens publique Interessen berühre, dann aber auch wegen des „tam turbulentus status“ (der so unruhigen Verhältnisse) des Königreichs.¹⁾ So blieb alles beim Alten. Die Defensionsordnung stand wohl auf dem Papier, aber zur Anwendung ist sie nicht gekommen, und die Einfälle und Plünderungen durch die Polen dauerten, als das 17. Jahrhundert anbrach, immer noch an.

Eines Tages zog eine Abteilung Kosaken von Wielun aus auf Pitschen los und drohte, das ganze Weichbild umzubringen. Ein Jahr darauf lagerten 8000 Kosaken, darunter einige mit Lanzén, zwischen Bunzel (Boleslawice) und Pitschen. Sie ritten gerade den Weges auf Pitschen zu und schrieten schon von weitem, daß sie nicht als Feinde, sondern als Freunde kämen. Aber die Pitschener, schon so oft hintergangen, trauten dieser Freundschaft nicht und schlossen eiligst ihre Stadttore. Und wieder ein Jahr darauf hausten die Polen in den Weichbildern von Kreuzburg und Pitschen ganz fürchterlich, verfuhrten besonders schrecklich gegen die Frauen, plünderten die Häuser der Brieger Kommissare aus und brandschakten die Stadt aufs höchste. Bis in den dreißigjährigen Krieg hinein zogen sich die Ueberfälle hin.

Wie sich die polnische Noblesse beim Besuch der Pitschener Jahrmärkte aufzuführen pflegte, ist bereits geschildert worden. Im Jahre 1655 wurde unter den Polen, welche einen Pitschener Jahrmarkt besuchten und dabei wie immer ihrem Uebermut die Zügel schießen ließen, ein Starost entdeckt, der den Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel erschossen hatte. Er wurde durch die Leibgarde des Herzogs Georg (s. S. 32.) gefangen genommen und nach Brieg gebracht, mußte aber auf die Drohung der Polen mit Repressalien wieder losgelassen werden. Herzog Georg mußte dem damals immer noch mächtigen Polenreiche gegenüber wieder klein begeben.

Als das Fürstentum Brieg und mit ihm Pitschen nach dem Tode des letzten Piasten im Jahre 1675 unter Habsburgische Herr-

¹⁾ Geschichte der Stadt Pitschen von Hermann Koelling.



Pitschener Schützenscheibe 1835

schaft kam, schienen die Feindseligkeiten der Polen, ihre Ein- und Ueberfälle, ihre Plünderungen und Raubzüge nachzulassen. Aeußere und innere Stürme rüttelten in dieser Zeit bereits an dem Bestande des einst so mächtigen Polen. Empörungen und Verschwörungen, Bürgerkriege, Kosaken- und Tatareneinfälle, dann der Krieg mit Schweden führten dazu, daß Polen an Selbständigkeit und Bedeutung immer mehr einbüßte. Aber die örtlichen Unruhen an der Pitschener Grenze dauerten an und waren für die Bewohner der Stadt und ihrer Umgebung eine Quelle steten Verdrußes und unaufhörlichen Aergernisses. Es wurde deshalb eine strenge Grenzabsperrung durchgeführt. Nur wer im Besitze eines Passes war, durfte aus Polen die Grenze zu vorübergehendem Aufenthalt überschreiten. Dadurch ward den Polen auch der Besuch der Pitschener Jahrmärkte unmöglich gemacht, und das paßte den Herren jenseits der Grenze durchaus nicht. Aber sie mußten sich fügen, denn es bildete sich um 1700 in Pitschen eine meist aus jungen Bürgersöhnen bestehende Bürgerwehr, und zwar hauptsächlich zu dem Zwecke, die Ruhe an der Grenze aufrecht zu erhalten. Aus dieser Bürgerwehr entstand einige Jahre darauf die Schützengilde. Wenn diese Bürgerwehr auch nicht gerade aus treff- und kriegstüchtigen Leuten bestand, so genügte ihre Geschlossenheit doch, den Herren Polen den nötigen Respekt einzuflöszen.

Nachdem Friedrich der Große Schlessien seinem Reich einverleibt hatte und straffe, preußische Zucht im Lande herrschte, erfahren wir von Einfällen der Polen nichts. Und am Ende des 18. Jahrhunderts (1795) war es nach den drei Teilungen mit der Herrlichkeit Polens vorbei. Ein polnisches Reich existierte nicht mehr. Die Prosna bildete fortan die russische Grenze.

Aber die schönen Prosnawiesen, die so billiges Heu lieferten, wenn man es nächtlicher Weise holte, reizten die Begierde der polnischen Grenzbewohner stets aufs neue. Es kam auch oft vor, daß die polnischen Bauern die Wiesen heimlich mähten und das Gras stahlen, wodurch den Pitschenern Schaden von Hunderten von Talern erwuchs. Oder sie überließen den rechtmäßigen Besitzern großmütig die Mühe des Mähens, Wendens und Trocknens und fanden sich erst dann ein, wenn sie bloß zu ernten brauchten. Auf den Wiesen beschäftigte Knechte wurden überfallen und mißhandelt, so daß sie nicht mehr dort arbeiten wollten und den Gehorsam verweigerten. In den für Preußen unglücklichen Jahren 1806—12 hieben die Polen wiederholt die Grenzpfähle mit den preußischen Adlern um und setzten ihre weißen Adler auf preußisches Gebiet, so daß die Wiesen auf polnische Seite zu liegen kamen.

Die polnische Grenze hielten damals die Franzosen besetzt, und wie dieselben die Interessen der deutschen Grenzbewohner geschützt haben mögen, können wir uns leicht denken, wenn wir uns

das Verhalten der französischen Besatzung vor und während der Abstimmungszeit vergegenwärtigen. Auch in Pitschen lagen vor 120 Jahren Franzosen einquartiert. Der Platzkommandant hieß Bonnot. Auf eine Beschwerde der Pitschener bei dem General Hedonville über die Grasdiebstähle der Polen erhielten sie aus dem Hauptquartier des Prinzen Jerome Napoleon in Breslau unter dem 12. Juli 1807 den Bescheid: „J' ai mis sous les yeux de S. A. I. la plainte que vous m'avez adressée contre les paysans Polonais des villages de Wojezin et de Libnitz. S. A. I. ne peut rien faire.“¹⁾ Eine Antwort, wie sie von König „Lustig“ wohl nicht anders zu erwarten war. Entgegenkommender, wenn auch zu eigenem Vorgehen nicht gewillt, zeigte sich der französische Kommandant von Kalisch, Boissier, an den sich die Pitschener in ihrer Not nun wandten. Dieser verfügte: „Veuillez arrêter les coupables et les faire conduire à Kalisch où je vous promets de les faire punir très sévèrement.“²⁾ Ob die Grasdiebe abgefangen wurden und ihre Strafe erhielten, wird nicht berichtet, es ist aber wohl sehr fraglich.

Auch nach den Befreiungskriegen hörten die Grasdiebstähle nicht auf, sie nahmen zuweilen sogar bedrohlichen Charakter an. Einmal drangen vierzig mit Sensen bewaffnete Bauern aus Wojezin über die Prosna, raubten das Gras und führten einen alten Pitschener Bürger gefangen über die Grenze. In den folgenden Jahren mußte die Grenze förmlich bewacht werden.

Endlich griff man von Berlin aus energisch durch. Es wurden neue Kommissare ernannt, um die Grenze endgültig zu regulieren und neue Grenzpfähle zu setzen, von preussischer Seite der Geheime Justizrat Reigebauer, von russischer der Königl. Polnische Wirkliche Staatsrat von Falz aus Warschau. Das geschah am 4. März 1835. Die Grenzfestsetzung fiel für Pitschen günstig aus, was teilweise gewiß dem Umstande zuzuschreiben ist, daß der polnische Kommissar von Falz ein Pitschener Kind war, nämlich ein Sohn des Zuckerbäckers Gottlieb Benjamin Falz. Er konnte, ohne sein Gewissen zu belasten, in diesem Falle seiner Vaterstadt einen großen Dienst erweisen und wurde von der dankbaren Gemeinde deshalb zum Ehrenbürger von Pitschen ernannt.

Der günstige Ausfall der Grenzregulierung und die Aussicht, vor dem nachbarlichen Störenfried nun endlich Ruhe zu haben, veranlaßte die Pitschener Bürger, ein großes Winterfest zu feiern. Gustav Freitag berichtete über diese Feier in etwas ironischer

¹⁾ Ich habe die Klage gegen die polnischen Bewohner der Dörfer Wojezin und Lubniz, welche Sie mir zusandten, Sr. Majestät unterbreitet. Se. Majestät können nichts tun.

²⁾ Arrestieren Sie die Schuldigen und lassen Sie dieselben nach Kalisch überführen, und ich gebe Ihnen das Versprechen, daß ich sie sehr streng bestrafen lassen werde.

Weise: „Große Schlittenfahrt nach der Grenze. Prachtschlitten mit weißgekleideten Jungfrauen. Die Jungfrauen aber zogen an Ort und Stelle feierlich die Schleife mit den Pfählen längs der Grenze eine Strecke entlang. Dann Ball im Gasthose des Ortes, weshalb die Herren Kommissare nicht schlafen konnten.“¹⁾ Die Schützengilde aber stiftete „zum Andenken der Regulierung der seit mehr als 300 Jahren streitig gewesenen Wiese“ eine Erinnerungsscheibe, und Staatsrat von Falz gab den besten Schuß ab. —

In den unruhigen Zeiten des Jahres 1848 wurde zum Schutze der Grenze gegen Einfälle der polnischen Sensenmänner Militär nach Pitschen beordert, und in demselben Jahr bildete sich unter Führung des Stadtrichters Kunisch eine Bürgerwehr aus Schützen und Pikenmännern. Die Zugführer waren Julius Przirembel, Dtschik und Weber. Aber zu einem Eingreifen derselben ist es nicht gekommen. Seither bewegte sich der Grenzverkehr in friedlichen Bahnen, bis im Jahre 1921 wiederum die Sturmglocken läuteten, wovon ich an anderer Stelle erzähle. —

Grenzgebiet heißt Kampfgebiet, das haben die vorstehenden Zeilen gezeigt. Wir Grenzbewohner sind Pioniere des Deutschtums, stehen immer auf Vorposten und müssen immer auf Kämpfe gefaßt sein. Nach der Teilung Oberschlesiens im Juni 1922 bildet ja gerade unser Heimatkreis Kreuzburg den letzten Damm, der die polnische Flut von Norden und Süden her hindert, sich zu vereinigen. Gerade wir haben also allen Grund, der Gefahr gegenüber besonders wachsam zu sein, wenn fremdes Volkstum in unsere Heimat zu dringen versucht, ja, beharrlich hinein drängt. Aber diese stete Kampfbereitschaft hat unser Volksbewußtsein gehoben und gestärkt, und wir werden immer unsern Mann stehen, wenn es gilt, dafür einzutreten, daß der uralte deutsche Siedlungsboden unserm Vaterlande auch erhalten bleibe.

¹⁾ Gustav Freitag, Erinnerungen aus meinem Leben, p. 73.



20. Unglücksfälle und Heimsuchungen

(1407—1719.)

Zu all den Bedrängnissen, welche die Stadt Pitschen im 15. und 16. Jahrhundert durch die Hussiten und durch den unruhigen Nachbar erleiden mußte, zu all den Nöten und Aengsten um Haus und Hof, um Leib und Leben, denen seine Bewohner durch menschliche Bosheit, durch Feindestücke und kriegerische Verwickelungen ausgesetzt waren, gesellten sich Schicksalsschläge der traurigsten Art, häufige Brände, Seuchen und Pestilenzen und als deren unausbleibliche Folge Hungersnöte und Teuerungen.

Es ist verständlich, daß im mittelalterlichen Pitschen wegen der dicht stehenden Holz- und Lehmhäuser und der mangelhaften Löschmittel ein einmal ausgebrochener Brand mit rasender Schnelligkeit um sich greifen mußte, und binnen wenigen Stunden ganze Stadtteile in Asche legte, falls er nicht gleich im Keime erstickt werden konnte. Die an mehreren Stellen Pitschens aufgestellten Wassertonnen mögen, wenn der Ausbruch eines Feuers so früh bemerkt wurde, daß es mit einigen Eimern Wasser gelöscht werden konnte, ihren Zweck erfüllt haben. Wenn aber erst „die freie Tochter der Natur auf der eigenen Spur einherschritt“, dann mußten die Pitschener „hoffnungslos der Götterstärke“ weichen.

Von solch großen Brandunfällen in unserer Heimatstadt geben uns Urkunden aus den Jahren 1407 und 1512 Kenntnis. Es werden nicht die ersten gewesen sein und auch nicht die einzigen in diesem Zeitraum. Wir erfahren auch nicht, welchen Umfang diese Brände genommen haben, wir können nur aus der Tatsache, daß in beiden Fällen Maßnahmen der Herzöge erfolgten, schließen, daß sie ganz bedeutende gewesen sein müssen, ja daß wohl (wie auch Roelling annimmt), im Anfang des 15. Jahrhunderts die ganze Stadt abgebrannt ist.

Nach Zimmermann, Fischer und Bohl brannte Pitschen im Jahre 1563 gänzlich nieder. Nun ging zwar der Aufbau schneller vor sich, als es heute der Fall wäre, denn bei der primitiven Bauweise der mittelalterlichen Häuser und bei dem Reichtum an Holz mag die Stadt vielleicht binnen Jahresfrist wieder erstanden sein. Um aber den häufigen Bränden möglichst vorzubeugen, wurde zu allerlei Maßnahmen gegriffen. Diese Maßregeln waren um so nötiger, als doch damals das Herdfeuer Tag und Nacht unterhalten

wurde. Ging es einmal aus, so mußte es von dem Nachbar entliehen werden. Diese Umständlichkeiten erhöhten natürlich die Feuersgefahr ganz bedeutend. Die Wache auf den Türmen der Stadt wurde also nur zuverlässigen Leuten übertragen, welche nach Schließung der Tore und Pforten genau zuzusehen hatten, daß „nichts Gefährliches von Feuer oder Feinden“ vorhanden sei. Es wurde eine Feuerordnung entworfen, die Stadt in Bezirke geteilt und jeder Bezirk einem Zech-Ältesten zugewiesen, der die Feuerstätten in den Häusern regelmäßig zu besichtigen hatte. Auch der Herzog Georg II. widmete dem Feuerlöschwesen seine ganz besondere Fürsorge. Er bestimmte, daß der Rat auf die Feuerstätten fleißig acht haben und dieselben wenigstens alle Vierteljahre einmal besichtigen sollte. In jedem Hause mußten Feuerhaken und Leitern und ein Schrotfaß mit Wasser stets bereit stehen. Jedes Brauhaus sollte zwei gute Spritzen haben, die Malzhäuser durften, so lange gedörrt wurde, nicht ohne Aufsicht sein. Auch durfte kein Fremder ohne vorherige Meldung beim Magistrat beherbergt werden. Kein Kind durfte nach Feuer geschickt werden. Doch konnten all diese Maßnahmen, wenn sie auch vielleicht sorgfältig beachtet wurden, spätere Brände natürlich nicht verhüten.

Nach der Schlacht bei Pitschen wurde die Stadt gänzlich ausgeplündert und verbrannt. Da dies im Winter bei strenger Kälte und Schnee geschah, und den Leuten alles Vieh und alle Vorräte geraubt wurden, war die Not eine furchterliche und hat auf Jahre hinaus die Widerstandsfähigkeit der Bewohner gebrochen und ihre Gesundheit untergraben. Als deshalb im Jahre 1599 die Blattern grassierten, fanden sie unter dem geschwächten, ausgehungerten Volke leider viele wehrlose Opfer. Aber diese Krankheit war nur ein Vorläufer der furchtbaren Pest, welche Pitschen im folgenden Jahre heimsuchte.

Diese entsetzliche Epidemie wurde aus Polen eingeschleppt. Am 27. Juli 1600 kamen von Boleslawice her drei Fremde nach Pitschen, ein Mann mit zwei Kindern. Man ließ sie aber nicht in die Stadt, da sie „aus der Sterben“ kamen. Sie waren elend und krank und starben am folgenden Tage an den Scheunen „na powietrze“ (an der Pest). Sie wurden auch an den Scheunen begraben. Man trieb nun alle Fremden, die sich in den Mauern Pitschens befanden, erbarmungslos aus, und es sind auch fünf Personen im Stadtwalde Kluczewo gestorben. Aber alle Vorforge nützte nicht das Geringste. In den engen Gassen und Höfen, voll Unrat und Schmutz, ohne Licht und Sonne, fand die eingeschleppte Seuche ein willkommenes Schlachtfeld, an der schlecht ernährten, durch die vorangegangenen Leidensjahre erschöpften Bevölkerung eine leichte Beute. Im August starben bereits 28 Leute, und nun, da die Epidemie erst Boden gefaßt hatte, verbreitete sie sich

mit solch rasender Gewalt, daß ihr im September 143, im Oktober 222 Personen zum Opfer fielen.

Anfangs ergriff die Kranken ein anhaltendes Fieber, das mit Blutspucken verbunden war und sie am dritten Tage dahinraffte. In den folgenden Monaten zeigten sich bei hohem Fieber Beulen an den Achseln, und der Tod erfolgte am fünften Tage. Die Ansteckung geschah nicht allein durch Berührung oder den Umgang mit Pestkranken, sondern schon durch deren Atem, sogar durch bloßes Anblicken.¹⁾ Wie entsetzlich die Zustände in der Stadt waren, wird in der „Geschichte Schlesiens“ (Breslau 1808) geschildert. Das Volk lag unter dem Kaufhause, an den Brotbänken, vor den Häusern, auf den Gassen, auf dem Kirchhofe haufenweise tot und in gräßlichem Elend. Vor Hunger schmachtende, mit dem Tode ringende Leute irrten durch die Straßen. Tag und Nacht erscholl ein erbärmliches Heulen und Winseln. Viele, die sich in die Keller begeben hatten, wo schon alles ausgestorben war, und daselbst ihr Leben endeten, wurden von den Hunden zerrissen und ihre Stücke zerstreut.

Auch im folgenden Jahre 1601 sollen (nach Zimmermann und Fischer) der Seuche noch 500 Personen erlegen sein. Dann erst flaute die fürchterliche Krankheit ab, 1602 starben nur 19, 1603 nur 13 Personen. Der Bürgermeister Sebastian Gil, der Rektor Christophorus Süßenbach und dessen Gattin, (die Eltern des berühmten Seniors Christophorus Süßenbach) waren ihr gleichfalls zum Opfer gefallen. Als letzte starb „des Herrn Pfarr Magd“.

Diese Epidemie war für die Stadt Pitschen ein schwerer Schlag, der die Einwohnerschaft um mehr als die Hälfte verminderte und ihre Lebenskraft bis ins Mark traf. Aber auch diesmal ließ sich die Stadt nicht unterkriegen! Wie nach einem schweren, häßlichen Traume die Morgensonne in doppelter Schönheit erstrahlt und die Schatten der Nacht verschleucht, so durchströmte ein neuer Lebensmut, ein neues Kraftgefühl die verödete und menschenarm gewordene Stadt. Es erscheint uns heute fast unbegreiflich, mit welcher Spannkraft der Rest der Bevölkerung, nachdem die furchtbaren Schreckensjahre überstanden waren, wieder seiner Beschäftigung nachging, und wie schnell sich die Stadt von dem schweren Schicksalsschlage erholte.

Aber das Maß der Unglücksfälle war noch lange nicht erschöpft! Fünfzehn Jahre, nachdem der Würgengel so entsetzlich in Pitschen gehauft, brach wieder eine große Feuersbrunst über die Stadt herein, welche die halbe Stadt in Asche legte. Am 13. April 1617 verbrannten 65 Häuser. Und wieder einige Jahre darauf begannen die Schreckenszeiten des dreißigjährigen Krieges und warfen Handel

und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, die eben begonnen hatten, hoffnungsfroh ihr Haupt zu erheben, wiederum vollständig zu Boden.

Schon vor Beginn dieses Krieges hatte eine Teuerung eingesetzt, die eine schwere wirtschaftliche Gefahr heraufbeschwor. Sie wurde nach Ausbruch des Krieges durch das Münzwesen, das besonders von 1621—1623 herrschte, begünstigt und vergrößert. Es kam leichtes, minderwertiges, vielfach auch falsches Geld in den Handel. Betrugsfälle beim Abwiegen, Abschieben vollwertiger Münze bei der Zahlung oder Beschneiden der Ränder waren allgemein und bewirkten eine allgemeine Mutlosigkeit und Unsicherheit in Handel und Gewerbe und ein ungeheures Ansteigen der Preise. Ein Ochse kam auf 400 Taler, ein Kalb auf 22 Taler, ein Scheffel Korn auf 40 Taler.

Und als auch diese lange Schreckensperiode mit ihren Plünderungen, Kontributionen und sonstigen Opfern vorüber war und der Friedensglocke versöhnender Klang auch nach Pitschen herüberkündete, da schien nun endlich alle Bedrängnis ihr Ende erreicht zu haben und eine Zeit ungestörten wirtschaftlichen Aufschwunges auch für unser Städtchen anzubrechen. Aber das Unglück schreitet schnell!

Im Jahre 1654, die Wunden der langen Kriegszeit waren noch lange nicht vernarbt, verbrannte wieder ein großer Teil der Stadt samt dem Rathause. Dasselbe war kaum notdürftig wieder hergestellt, als es im folgenden Jahre, am 21. Mai 1655, abermals ein Raub der Flammen wurde. Es brannte da die ganze Stadt bis auf die Kirche, Schule und „eizlich wenig Häuser“ ab. Um die entsetzliche Not, die nach diesen beiden so schnell aufeinander folgenden Feuersbrünsten in Pitschen ausbrach, zu mildern, bewilligte Herzog Georg II. aus der fürstlichen Rentkammer 1000 Taler, ließ eine Fürstentumssteuer ausschreiben und eine Kollekte im Wohlauischen Fürstentum und im Ohlauischen Weichbilde veranstalten. Der Stadt wurden ferner für zwei Jahre alle Zins- und Rentenabgaben erlassen und ihr gestattet, den abgebrannten Bürgern den Stadtwald zu öffnen.

Das Rathaus konnte erst fünfzig Jahre später, im Jahre 1704, wieder vollständig aufgebaut werden. Es stand aber wieder nur fünfzehn Jahre, denn am 1. November 1719, am Tage Aller Heiligen, brannten sämtliche Ringhäuser, 21 an der Zahl nebst dem Rathause und den sieben Bädern nieder. In einer dieser Ringbauten, bei dem Kürschner und Weinschenk Sebastian Gladek, war am frühen Morgen das Feuer ausgebrochen. Es griff mit solcher Schnelligkeit um sich, daß wertvolle Urkunden und Papiere im Rathause nicht gerettet werden konnten. Auch die Kirchenrechnungen und -hypothesen im Hause des Kirchenvorstehers Rother

¹⁾ Dokumentierte Geschichte und Beschreibung Schlesiens in Briefen. Breslau 1781.

verbrannten. Der Bürgermeister Glaser verlor sein Haus, und seine Gattin erstickte im Keller.

An diesen Brand erinnert die Gedächtnistafel, welche nach Restaurierung des Turmes und des Rathauses über der Eingangstür angebracht wurde. Sie ist von Adamus Quasius, Pastor von St. Bernhardin und Probst zum Heiligen Geist in Breslau, einem Pitschener Kinde, dem Sohne des Webers Johann Kwas gestiftet worden. Die Widmung besagt: „Memoriam curiae ac vicinae turris post incendium cal. Nov. MDCCXIX restauratae posteris hoc monumento commendavit sincerus patriae Bicinensis amator M. Adamus Quasius D. E. Wrät.“ (Zur Erinnerung an die Wiederherstellung des Rathauses und des benachbarten Turmes nach der Feuersbrunst am 1. Nov. 1719 stiftete dieses Denkmal der aufrichtige Gönner seiner Vaterstadt Pitschen M. Adamus Quasius.) Die lateinische Inschrift des Wappens lautet: „Sub auspiciis Jahweh (Jehova) vivat vincat Carolus VI. Sub utriusque tutela floreat crescat Bicinum.“ (Unter dem Schutze Gottes lebe siege Carl VI. Unter der Obhut beider blühe und wachse Pitschen.) Der Strahlenfranz mit dem Namen Jehovas versinnbildlicht Gottes Majestät, der Alder den Herrscher, das Wappen die Vaterstadt.

Die größte Feuersbrunst, von welcher Pitschen seit der Einäscherung nach der Schlacht heimgesucht worden ist und zugleich auch die letzte, welche die Stadt seither betroffen hat, ist das gewaltige Feuer vom 13. Juli 1757, das fast die ganze Stadt vernichtete. Nach diesem furchtbaren Brandunglück, worüber im II. Band der „Bilder“ ausführlich berichtet werden wird, erwuchs Pitschen schmutz und blank aus der Asche. Statt der Holz- und Lehmhäuser, die bis dahin gebräuchlich waren, erhielt es durchweg massive Gebäude, und das in einer Zeit, wo andere gleich kleine Städte an die Errichtung von Ziegel- und Steinbauten noch gar nicht denken konnten. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die Stadt Pitschen seit nunmehr 170 Jahren von einem nennenswerten Brande nicht mehr heimgesucht worden ist.



21. Die Reformation in Pitschen

(1544.)

Als die lutherische Bewegung im Fürstentum Brieg einsetzte, regierte Herzog Friedrich II. Dieser Fürst stand der evangelischen Lehre anfangs ablehnend gegenüber in der Besorgnis, daß er durch ihre Zulassung wider Gott und die heilige christliche Kirche handeln würde. Aber schon zwei Jahre später, im Jahre 1523, trat Friedrich II. „nach erhaltenem etlichen Unterricht und Erforschung der Schrift“ selbst zur evangelischen Kirche über und gab noch in demselben Jahre für alle seine Untertanen die Verkündigung des Gotteswortes nach der Schrift frei. Nach zehn Jahren des Ueberganges ist Brieg bereits eine durchweg evangelische Stadt.¹⁾

In Pitschen erfolgte die Einführung der Reformation erst 20 Jahre später. Ein bestimmter Zeitpunkt läßt sich hierfür nicht angeben, die Meinungen der Geschichtsschreiber über das Einführungsjahr sind verschieden. Einige nehmen das Jahr 1533 an, andere bezeichnen das Jahr 1544, und wieder andere setzen das Jahr 1556 als den Beginn der Reformation in Pitschen an. Alle drei Daten haben eine gewisse Berechtigung und auch Wahrscheinlichkeit für sich.

Für das Jahr 1533 sprechen die Angaben auf dem Epitaphium, der Grabschrift, des ersten evangelischen Geistlichen Albertus Opala von Pitschen, welches an der Wand des südlichen Seitenschiffes unserer Kirche hängt. Auf diesem von den Söhnen des Albertus Opala gestifteten Epitaphium ist die Dauer seiner Wirksamkeit in Pitschen mit 33 Jahren angegeben und als sein Todesjahr 1566 bezeichnet. Es müßte demnach dieser erste lutherische Geistliche sein Amt hierorts schon 1533 angetreten haben. Dagegen gewinnt das Jahr 1544 dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß erwiesenermaßen bis 1543 ein katholischer Geistlicher, Johannes Bloß, als „plebanus“ (d. i. Pfarrer), Erzpriester und Kanonikus von Brieg, in Pitschen wirkte. Und für die dritte Ansicht, die Pitschener Kirche könne erst 1556 mit einem evangelischen Pfarrer besetzt worden sein, würde die Tatsache sprechen, daß der Pitschen-Kreuzburger Bezirk zwar zu Brieg gehört, aber bis 1536 sich in der Pfandschaft der Herzöge von Oppeln befunden hat, so daß die Einführung der Reformation

¹⁾ H. Schoenborn, Geschichte der Stadt und des Fürstentums Brieg.

bei uns erst viel später als in den übrigen Teilen des Fürstentums Brieg erfolgt sein könne.

Wenn also das Einführungsjahr auch nicht feststeht, so ist doch gewiß, daß die Reformation noch zu Lebzeiten Luthers in Pitschen ihren Einzug gehalten hat. Nun sind uns zwar auch die begleitenden Umstände nicht bekannt, doch ist als sicher anzunehmen, daß sich auch bei uns der Uebergang zum evangelischen Glauben allmählich und friedlich vollzogen hat, denn wir erfahren durch keine Schrift, keine Urkunde von einem Streit, einem gewaltsamen Vorgehen oder einem Widerstande gegen die neue Lehre. Es mag in Pitschen wie allerwärts damals eine allgemeine Unzufriedenheit mit den unhaltbaren Zuständen der Kirche, die wohl irdische Macht und weltlichen Reichtum, aber nicht mehr die alte Kraft des Geistes besaß, geherrscht haben. Auch in Pitschen mißbilligten die einsichtsvollen Bürger den Mißbrauch, der mit dem Ablass getrieben wurde, die Entartung der Ordensleute, besonders der Bettelmönche, und die traurigen sittlichen Zustände, die in Klöstern und Pfarrhäusern damals Platz gegriffen hatten. Und so kam es, daß der Bau des so fest scheinenden mittelalterlichen Kirchentums wie ein Kartenhaus zusammenbrach, als Albertus Opala, der Reformator von Pitschen, sein Werk hierorts begann.

Sei es nun, daß er zunächst privatim in den Häusern als Verbreiter der Reformation tätig war, ohne ein geistliches Amt befehlen zu haben; sei es, daß er als Kaplan des letzten katholischen Pfarrers Johannes Bloky das Evangelium mit Milde und ohne Anwendung von Zwangsmitteln vorbereitete und nach dessen Tode in den Besitz der Pfarre kam; sei es, daß er, von vornherein durch den bereits evangelischen Herzog als Reformator nach Pitschen berufen, unter dessen Schutze als erster evangelischer Pfarrer seine dreiunddreißig Jahre lange segensreiche Tätigkeit allhier entfaltete, — genug, die Stadt Pitschen wandte sich, als wäre es ganz selbstverständlich, der neuen Lehre zu, und der evangelische Glaube wurde bald so allgemein und herrschend, daß von einer katholischen Kirche nicht mehr die Rede sein konnte.

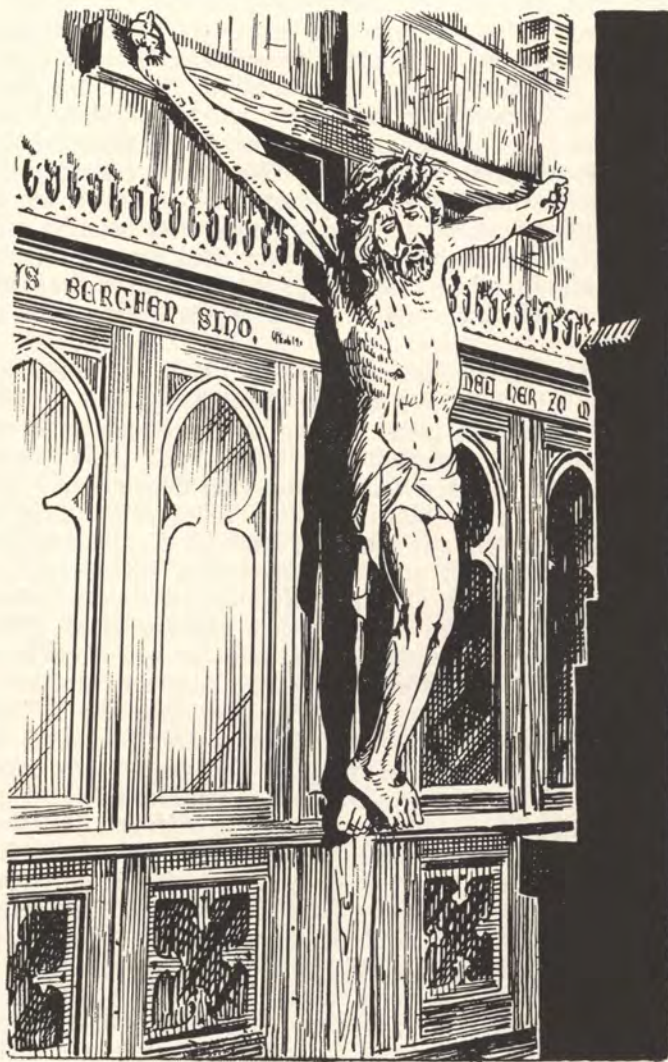
Vielleicht haben zunächst nur wenige daran gedacht, daß die kirchlichen Neuerungen, die sich nicht über Nacht, sondern im Laufe von Jahren vollzogen, einen Abfall von der alten Kirche bedeuteten. Denn es wurde nach und nach ein katholischer Brauch nach dem andern abgestellt. Es unterblieb das Umhertragen des Kreuzes in der Kirche und das Sprengen mit Weihwasser. Man unterließ einzelne Zeremonien aus dem Marienkultus; man begann statt der lateinischen die deutsche Messe zu singen; man reichte dem Volke den Abendmahlskelch, — und so fiel allgemach, was dem reinen Schriftwort zuwider lief. Was aber besonders wichtig für unsere kleine Grenzstadt Pitschen war: Auch die polnisch sprechende Bevölkerung

nahm die Reformation auf. Sie unterschied sich dadurch fortan von dem Polentum jenseits der Grenze und war damit auch politischen Beeinflussungen von dorthier unzugänglich. —

Das Innere des Gotteshauses erlitt bei dem Uebergange keinerlei Veränderungen. Nach den Verwüstungen durch die Hussiten vor hundert Jahren war es mit Altären, Bildern, Statuen, Epitaphien neu geschmückt worden. Sie wurden pietätvoll an Ort und Stelle belassen. Leider sind später durch die Plünderung nach der Pitschener Schlacht und in den Wirren des dreißigjährigen Krieges, vielleicht auch bei Renovationen und Umbauten der Kirche viele alte Kunstgegenstände verloren gegangen oder beseitigt worden. Bis zum Jahre 1886 standen noch auf dem alten Barockaltar die drei Holzfiguren der Jungfrau Maria, der Maria Magdalena und des Bischofs Nikolaus. Sie mußten bei der letzten großen Renovation weichen.

Aber eines wertvollen Kunstwerkes, dessen Entstehung und Erwerbung in die Zeit fällt, als der Protestantismus in Pitschen seinen sieghaften Einzug hielt, möchten wir an dieser Stelle gedenken. Es ist die große Holzplastik des gekreuzigten Heilandes hinter dem Altar, an der östlichen Wand unter dem Glasfenster. Sie hat durch die barbarische Aufführung wilder Kriegsvölker wohl einige Beschädigungen erlitten, gilt aber noch heute für Kunstfachverständige als ein Anziehungsobjekt ganz besonderer Art. Diese überlebensgroße Figur, die in ihrer blutenden Eindringlichkeit an Grünewald erinnert, gehört zweifellos zu den besten spätgotischen Plastiken Schlesiens. Sie stammt wahrscheinlich aus der von Nürnberg aus beeinflussten Krakauer Bildhauerschule und mag etwa um das Jahr 1530 entstanden sein.¹⁾ Um das Jahr 1500 hatte die spätgotische Plastik einen ungeheuren Umfang gewonnen und fand auch in der Pitschener Kirche ihren Niederschlag. Die Gestalt des leidenden Gottessohnes und die Züge seines gesenkten Hauptes sind erschütternd hehr und feierlich. Da ist nichts von den leicht süßlichen, im römischen oder griechischen Stil gehaltenen Bronzegüssen, die uns in Kirchen sonst vielfach begegnen. Hier ist echte Volkskunst, die auf Glattheit der Figuren und Gesichter keine Rücksicht nimmt. Aber gerade in dieser urwüchsigen Gestaltungskraft liegt ihre tiefe Wirkung. Wir kennen leider den Namen des Künstlers nicht, von dem dieses Werk stammt. Wir wissen auch nicht, wann und wie die Kirche in den Besitz desselben gelangt ist. Der Kopf des Bildwerkes ähnelt übrigens in ganz überraschender Weise dem Christuskopf an dem Hauptwerke des berühmten Holzschnitzers Veit Stoss in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg. Da Veit Stoss fast zwanzig Jahre seines Lebens (1477—1496) in Krakau zugebracht hat, könnte die Christusfigur in unserer

¹⁾ G. Kellermann, Die Schrotholzkirchen des Kreises Kreuzburg.



Holzplastik in der Nikolaitirche
(Kraukauer Schule, um 1530)

Nikolaitirche vielleicht von einem seiner Kraukauer Schüler geschaffen sein. —

Ein und ein halbes Jahrhundert ging dahin! Die lutherische Lehre hatte in Pitschen so allgemeine Verbreitung gefunden und so feste Wurzel gefaßt, daß die Stadt eine völlig evangelische war. Da starb 1675 Georg Wilhelm, der letzte Piast, und das Fürstentum Brieg fiel als unmittelbares Eigentum der Habsburgischen Krone zu. Dieser Wechsel des Landesherrn, der Anschluß an die Habsburgische Herrschaft, an ein großes und mächtiges Staatesgebilde, hätte sich gewiß für unsere Stadt segensreich ausgewirkt, und einen neuen Aufstieg für sie bedeutet. Aber die Annahme des protestantischen Bekenntnisses setzte Pitschen in einen schroffen Gegensatz zu dem katholischen Herrscherhause. War es doch des Kaisers „vornehmste Sorgfalt, daß in den neu überkommenen Fürstenthümern das Exerzium der katholischen Religion eingeführt und deren Zunehmen . . . immer womöglichst befördert werde.“¹⁾ Dieses Vorgehen war vom Standpunkt des Kaisers wohl verständlich, aber ebenso selbstverständlich war es, daß sich die Protestanten dadurch bedroht fühlten. Es muß allerdings zur Ehre der österreichischen Regierung gesagt werden, daß sie sich mit der Umwandlung der kirchlichen Verhältnisse in Pitschen durchaus nicht übereilte. Sie beließ den evangelischen Geistlichen, Daniel Oppolius, der beim Uebergange der Stadt an das österreichische Kaiserhaus das Pitschener Pfarramt verwaltete, in seiner Stellung; sie gestattete, daß nach dem Tode desselben (1679) wiederum ein evangelischer Pfarrer, Johannes Cochlovius, gewählt wurde; ja, sie wartete bis zu dessen Ableben, ehe sie daran ging, ihre Maßregeln zu ergreifen.

Als nämlich Pastor Cochlovius am 27. März 1694 starb, wählte der Magistrat sofort den Breslauer Pastor Samuel Springer, der auch sein Amt alsbald hier antrat. Nun aber griff die Regierung ein. Am 6. Mai 1694 kamen zwei kaiserliche Kommissare aus Brieg nach Pitschen, um die evangelische Stadtkirche zu sperren und zu versiegeln. Da sich die Pitschener Bürger diesem Vorhaben widersetzen, mußten die Kommissare unverrichteter Sache abziehen. Sie kamen jedoch drei Wochen darauf wieder, und da sie auch jetzt auf Widerstand bei den Bürgern stießen, erbaten sie von Brieg aus militärische Hilfe. Am 30. Mai (es war der erste Pfingstfeiertag) trafen 100 Soldaten in Pitschen ein. Die Pitschener Bürger hielten jedoch die Tore verschlossen und sandten Abgeordnete hinaus, um mit den Kommissaren Verhandlungen zu pflegen. Als diese nichts ausrichteten, wurden tags darauf die Tore geöffnet. Der kaiserliche Leutnant nahm die Stadtschlüssel an sich, besetzte mit 30 Soldaten die Kirchentüren und versiegelte dieselben.²⁾ Die Kirche blieb nun drei

¹⁾ Schreiben des Kaisers Leopold I. an den Bischof von Breslau vom 27. Juni 1677.

²⁾ Nach Koelling, Geschichte der Stadt Pitschen.

Monate lang verschlossen, und die Gottesdienste mußten bei St. Hedwig und in Polanowitz abgehalten werden.

Am 7. September erschienen neue kaiserliche Kommissare, verjagten den evangelischen Geistlichen Samuel Springer, öffneten die versiegelte Kirche wieder und setzten, auf dem kaiserlichen Patronatsrecht fußend, den ersten katholischen Geistlichen, Johannes Vesper, ein. Gleichzeitig wurde den Evangelischen auch die Hedwigskirche genommen.

Nun gab es keine evangelische Kirche in Pitschen mehr! Der Kanzel gegenüber wurde ein Gemälde der Jungfrau Maria angebracht mit der Unterschrift: „Bicinio affulsit fidei lux orta secundo Festo natalis virgo beata tui. Ut surgant cives Lutheri errore sepulti, auxilio praesta nostra patrona tuo.“¹⁾ Wohin dieses Bild später gekommen ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Pastor Saffadius berichtet, daß es nicht in Pitschen geblieben sei. Auf dem Altar wurde die Statue der Jungfrau aufgestellt. Doch der katholische Geistliche hielt seine Gottesdienste in einer leeren Kirche ab, es gab ja fast gar keine Katholiken in Pitschen.

Aber die Regierung sorgte dafür, daß der katholische Geistliche auch eine katholische Gemeinde bekam. Da die Bürgerschaft an ihrem evangelischen Glauben festhielt, berief die Regierung in freiwedende Stellen des Rats und der Schule katholische Beamte. Nach dem Tode des Bürgermeisters Daniel Smieja im Jahre 1685 hatte die Stadt ihren ersten katholischen Bürgermeister erhalten. Auch einige ausgeschiedene Ratmänner wurden durch katholische ersetzt, und da bald nach Schließung und Wegnahme der Kirche auch der letzte evangelische Ratmann starb,²⁾ gab es in der ganzen Stadt keinen evangelischen Beamten mehr. Ebenso wurden die Lehrer, die ja sämtlich evangelische Theologen gewesen waren, durch katholische ersetzt. Und so entstand hierorts eine kleine katholische Gemeinde, eigentlich eine Beamtengemeinde. Daß dieselbe nicht groß gewesen sein kann, ist daraus zu ersehen, daß im Jahre 1694 nur vier Katholiken in Pitschen starben.

Wir würden uns aber von dem Leben in unserer Stadt während dieser Zeit ein falsches Bild machen, wenn wir uns das Verhältnis zwischen der durchweg evangelischen Bürgerschaft einerseits und dem katholischen Rat und dem katholischen Pfarrer andererseits als ein gehässiges dächten. Wohl empfanden es die Bürger als unverdiente Willkür, daß sie von den Ratsstellen ausgeschlossen und von einer katholischen Minderheit regiert wurden, die, aus der Ferne

¹⁾ Der Stadt Pitschen ging ein neues Glaubenslicht am zweiten Feiertage deines Geburtsfestes auf, glückselige Jungfrau. Steh uns, du unsere Schutzpatronin, mit deiner Hilfe bei, damit sich die der Irrlehre Luthers verfallenen Bürger wieder aufrichten können.

²⁾ Sebastian Freier, 1677–1695, ultimus in senatu Lutheranus (der letzte Lutheraner im Senat).

hergeholt, die Verhältnisse Pitschens gar nicht kannte, und, unabhängig von der Stadt, meist auf ihren eigenen Vorteil bedacht war. Ihre Kraft, ihr Selbstbewußtsein erlitten dadurch einen harten Schlag. Das städtische Leben gewann überhaupt durch die kaiserliche Beamtschaft einen anderen Anstrich und erfuhr einen nicht zu leugnenden Niedergang. Immerhin erfahren wir während der Zeit der Amtstätigkeit des Johannes Vesper nichts von konfessionellen Streitigkeiten in Pitschen. Die Bürger fügten sich in das Unvermeidliche, ließen sich um des liebens Friedens willen die katholischen Altus gefallen und auch ihre Kinder katholisch taufen, aber an ihrem evangelischen Glauben hielten sie fest.

Rücksichtsloser ging der Nachfolger des Johannes Vesper, Carolus Patricius, vor. Er ließ durch seinen Kaplan und die einpostierten Soldaten die Leute, welche Sonntags Waren zu Markte brachten, wegzagen und ihnen ihre Waren wegnehmen. Er verlangte, daß eine Wöchnerin zum Kirchgang mit 15 bis 16 Personen erschiene und nahm hohe Accidentien. Er versuchte mit allen Mitteln, Pitschen wieder katholisch zu machen und legte ein Verzeichnis derjenigen Personen an, die zur katholischen Kirche zurücktraten. Allerdings hat er es nur auf elf Namen gebracht.

Dies scharfe Vorgehen war nicht geeignet, den konfessionellen Frieden in Pitschen zu erhalten und zu fördern. Es bewirkte vielmehr, daß besonders hartnäckige Evangelische den Priester ganz ablehnten. So wurde im Jahre 1703 Bartholomäus Goy seinem letzten Willen gemäß, „sine crux et sine lux“ (ohne Kreuz und Licht), und ohne Beteiligung des Geistlichen still beerdigt. Viele Evangelische scheuten meilenweite Wege nicht, um in einer der übrig gebliebenen evangelischen Kirchen den Gottesdienst zu besuchen. Auch das wurde ihnen untersagt. Es wurde für das Brieiger Fürstentum geradezu befohlen, daß „Unkatholische nicht in andere Kirchspiele auslaufen, sondern jeder seine Kirche fleißig besuchen solle“. Mündel mußten katholische Vormünder erhalten, und wenn dies durchaus nicht ging, mußte dem evangelischen Vormund ein katholischer Gegenvormund gestellt werden. An katholischen Feiertagen mußten Arbeit und Gewerbe auch in evangelischen Häusern ruhen. Auch der Magistrat, von der Regierung gedrängt, ging nun schärfer vor. Er versuchte z. B., als eine Fleischbank leerstand, einen auswärtigen katholischen Fleischer in dem ganz evangelischen Fleischermarkt unterzubringen.

Nun war die anfangs kleine katholische Gemeinde allerdings etwas gewachsen. Nach den „Acta von Sperrung lutherischer Kirchen“ sollen sich im Jahre 1706 „der Katholischen in und um Pitschen über 400 Seelen“ befunden haben. Diese Zahl ist aber sicherlich zu hoch gegriffen, da der katholische Verfasser ja gewissermaßen pro domo redet. Denn die Stände des Brieiger Fürstentums konn-

ten nachweisen, daß in den sechs Städten des Landes kaum 110 angesehene katholische Bürger waren. Die Zustände in Pitschen wurden jedoch immer unerquicklicher, und wenn auch offene Feindseligkeiten vermieden wurden, so war doch für die evangelischen Pitschener der Ausblick in die Zukunft ein recht trüber.

Da kam unerwartet Abhilfe. Der junge Schwedenkönig Karl XII. brach im Kriege gegen Sachsen-Polen in Schlesien ein und nötigte im Vertrage von Altranstädt am 22. August 1706 den Kaiser, die im Westfälischen Frieden den Evangelischen gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Alle Glaubensbedrückungen sollten aufhören, und die eingezogenen Kirchen mußten binnen sechs Monaten zurückgegeben werden.

Daraufhin erschien am 7. Dezember 1707 eine Brieger Kommission in Pitschen und forderte dem Pfarrer Patricius die Kirchenschlüssel ab, welche dieser unter Protest herausgab. Die Evangelischen erhielten nun ihre Kirche wieder, und es wurde, nachdem dreizehn Jahre lang in Pitschen kein evangelischer Gottesdienst gewesen war, in der Christnacht 1707 ein solcher zum ersten Male wieder abgehalten. Da die Katholischen auch ihre Hedwigskirche hergeben mußten, verrichteten sie ihre Gottesdienste zunächst in den oberen Räumen des Ringhauses Nr. 60. Dort befanden sich noch vor fünfzig Jahren in der Höhe des ersten Stockwerks die Nischen, in denen damals die Heiligenbilder gestanden haben. In den unteren Räumen wohnte der Curatus. Kurze Zeit darauf wurde für die katholischen Gottesdienste der Rathausaal eingeräumt. Das sahen nun die evangelischen Bürger wieder für einen Eingriff in ihre Rechte an, und eine Anzahl Heißsporne ließen sich deshalb zu bedauerlichen Uebergriffen hinreißen. Sie versammelten sich vor dem Rathause, als darin gerade Gottesdienst stattfand, störten die heilige Handlung und nahmen die Glocke, welche über der Rathhaustür aufgehängt war, weg. Für diese Ausschreitung wurden sie mit empfindlichen Strafen belegt. Die lutherische Bürgerschaft mußte 1000 Taler erlegen, der Stadtvogt Matthias Goy hatte 200 Taler, die Bürger Jakob Goy, Balthasar Viarowski und Johann Roza je 100 Taler zu zahlen, und 26 andere Tumultanten hatten den Rest von 500 Talern aufzubringen. Das Glöcklein aber mußte von da ab allabendlich um 9 Uhr zur Strafe geläutet werden.¹⁾

Von dem Strafgelde von 2000 Talern wurde nun die katholische Pfarrkirche erbaut und dazu zwei Wohnhäuser und ein unbebauter Platz zwischen der Breslauer Straße und der Deutschen Gasse eingeräumt. Im Jahre 1712 war der Bau vollendet. So hatte nun Pitschen zwei Kirchen. Als erster Geistlicher an der katholischen

¹⁾ Nach einer mündlichen Überlieferung. Im 19. Jahrhundert diente es als Alarmglocke bei Feuergefahr.

Dreifaltigkeitskirche fungierte der Curatus Franz Josef Circius, als erster kaiserlich präzierter Pfarrer an der Nikolaikirche der Pastor Samuel Sebalbus Sffadius.

Unter der habsburgischen Krone kam es in den beiden Konfessionen Pitschens zwar oftmals zu Zwistigkeiten. Es handelte sich dabei meist um die Gültigkeit kirchlicher Trauungen ohne kaiserlichen Consens, um ungerechtfertigte Tausen, um Kontributionen wegen Besoldungen, um Reichung des Abendmahlskelches an Gefangene und Verurteilte u. a. m. Dabei war es nicht, wie Koelling sagt, ein Streit zweier gleichberechtigter, sich gleicher Waffen erfreuender Gegner, sondern der evangelischen Kirche stand immer die Rolle der Verteidigung zu, und zwar immer der Verteidigung mit stumpfen Waffen einem Feinde gegenüber, der sich gar scharfer Waffen bediente und der den Schutz der Regierung genoß. Der Streit der Konfessionen klingt dann allmählich aus und ist auch, das muß gesagt werden, in seiner schlimmsten Schärfe in Pitschen nie zu Tage getreten.

Es ist zu verstehen, daß die evangelische Gemeinde Pitschens je länger desto lebhafter das Ende der ihr so unfreundlichen kaiserlichen Herrschaft ersehnte. Aber auch die katholische Gemeinde, die es doch unzweifelhaft vorzog, einem Herrscher ihres Bekenntnisses zu gehorchen, als einem Protestanten, war nicht immer zufrieden. Sie merkte es wohl, daß die fremden Bürgermeister und Ratmänner, die Oesterreicher oder Tschechen waren, der Stadt nicht zum Segen gereichten. Die städtische Verwaltung war teurer geworden, die Einnahmen gingen zurück, die Ausgaben stiegen. Die Mitglieder des Rats beanspruchten als studierte Leute ein höheres Gehalt und versuchten daselbe durch allerlei Nebengeschäfte auf Kosten der Stadt noch zu vergrößern. Mit ihrer früheren aus hervorragenden Mitgliedern der Stadtgemeinde gewählten Verwaltung, die ihre Ämter nebenamtlich, vielleicht ehrenamtlich versehen hatte, war sie entschieden billiger weggekommen. Also auf evangelischer Seite tiefwurzelnde Abneigung, auf katholischer Seite eine nur halbherzige Anhänglichkeit an das habsburgische Haus.

Als deshalb im Jahre 1740 der letzte männliche Nachkomme Rudolfs von Habsburg, Kaiser Karl VI., seine Augen schloß, schien in Pitschen kaum ein Grund zu aufrichtiger Trauer gegeben. Und wenn auch über der Rathhaustür das „vivat, vincat Carolus VI.“ prangte, so schloß diese Huldigung doch nicht aus, daß der Trommelwirbel von Mollwitz in Pitschen einen freudigen Widerhall fand.

Auch für die Stadt Pitschen bezeichnet das Jahr 1741 den Anbruch einer neuen Zeit.



22. Die Schlacht bei Pitschen

am 24. Januar 1588.

Nach dem Tode Stephan Bathorys, Fürsten von Siebenbürgen, der 1575 die polnische Krone erhalten hatte und zu Grodno 1588 unerwartet starb, waren die Wahlstimmen für den neuen König in Polen geteilt, indem einige auf Sigismund, König in Schweden, andere auf Maximilian, Prinzen von Oesterreich, fielen. Die Witwe Bathorys, welche nicht ohne Einfluß auf die Königswahl war, und alle Leidenschaften in Bewegung setzte, war hauptsächlich für Sigismund, den Sohn ihrer Schwester. Nach einem ziemlich stürmischen polnischen Reichstage teilten sich die polnischen Magnaten in zwei Parteien, die Zamojski'sche, welche den Prinzen Sigismund von Schweden, und die Zborowski'sche, die den Erzherzog Maximilian von Oesterreich, zum König von Polen ausrief. Es kam deshalb zum Bürgerkriege, und beide Parteien zogen zu Felde.

Maximilian versäumte eine günstige Gelegenheit, sich Krakaus zu bemächtigen und bemühte sich dann vergebens, diese von Zamojski in Verteidigungszustand gesetzte Stadt einzunehmen. Er zog nun längs der schlesischen Grenze bis nach Wielun, das sich nur schwach verteidigte, und schlug in dieser Stadt sein Hauptquartier auf. Aber auch diese Stadt mußte er Zamojski überlassen und sah sich genötigt, über die Prosna nach Schlesien zu ziehen. Am 23. Januar 1588, eine Stunde vor Tage um 23 Uhr,¹⁾ kam Maximilian müde, erfroren und abgemattet mit all den Seinigen in Pitschen an. Es wurde ihm geraten, alsbald nach Ramlau aufzubrechen, aber da währenddes ein reitender Bote die Ankunft der Mähren meldete und auch das Eintreffen der Ungarn in nahe Aussicht stellte, so entschloß sich Maximilian, in Pitschen zu bleiben.

Verloren war für ihn dadurch noch nichts. Denn entweder konnte er den langen, bedeutenden, mit Moräften umgebenen sogenannten Königsdamm,²⁾ der von dem Feinde durchaus passiert werden mußte, wenn er zur Stadt kommen wollte, gegen das an-

rückende Zamojski'sche Heer verteidigen und diesem den Weg über die Grenze gänzlich versperren. Oder er konnte einen Teil des feindlichen Heeres über den Damm lassen, ohne ihm zu erlauben, seine Geschütze mitzunehmen, wodurch derselbe in nicht geringe Verlegenheit gekommen wäre. Er konnte endlich das von Kunst und Natur befestigte Pitschen als Stützpunkt benutzen, sich hier verschanzen und so lange Ausfälle gegen den Feind machen, bis es ihm gelungen wäre, entweder Verstärkung heranzuziehen oder sein kleines Heer weiter zurück zu verlegen. Alles dieses wurde von Maximilian vernachlässigt, weil er nicht glaubte, daß Zamojski ihm über die schlesische Grenze folgen würde, was ja eine Verletzung des Gebietes der österreichischen Erblande bedeutet hätte. Aber Zamojski war weit entfernt, derartige Rücksichten zu nehmen. Er rückte vielmehr gegen Pitschen vor, und als sich das Geschrei: Der Feind ist da! bestätigte, blieb Maximilian nichts anderes übrig, als am 24. Januar, einem Sonntag, die Schlacht anzunehmen.

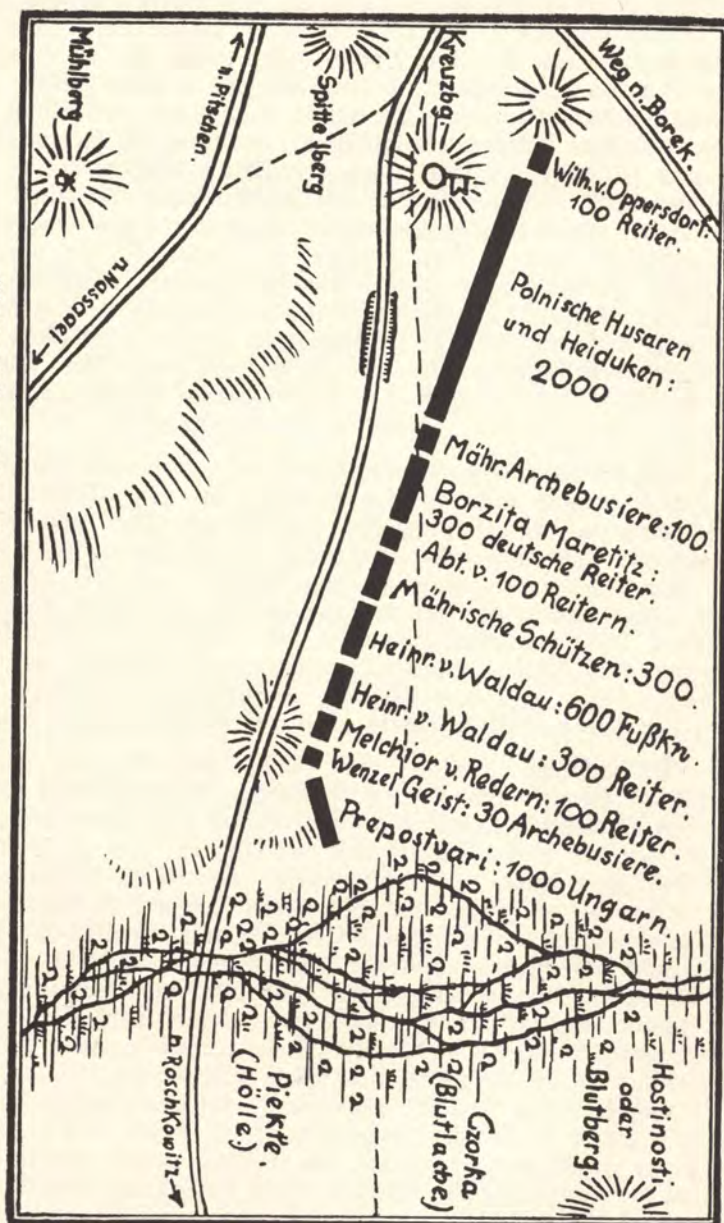
Die Stellung Maximilians lehnte sich mit dem linken Flügel an den Kreuzberg und verlief allmählich in den Talgrund auf Roschkowiz zu. Er besaß ungefähr 5000 Mann. Der rechte Flügel bestand aus einer Abteilung Ungarn, 30 Arkebuseren, 100 Pferden und den 300 Reitern Heinrichs von Waldau. (S. S. 32.) Der linke Flügel wurde gebildet von ca. 100 Pferden, 1000 polnischen Husaren, 1000 polnischen Heibuden, 100 mährischen Arkebuseren, 300 deutschen Pferden, einer Abteilung von 100 Reitern, den mährischen Schützen und dem Fußvolk Heinrichs von Waldau. Die Zahl des Zamojski'schen Heeres wird auf 12 000 Mann geschätzt.

Die Schlacht dauerte nicht lange, der Sieg war in einer Stunde zu Gunsten Zamojskis entschieden. Auffallend war es hierbei, daß, so wenig Polen auch bei Maximilian geblieben waren, diese gerade auf die Polen, die Ungarn auf Ungarn, und die Deutschen auf Deutsche stießen. Am erbittertsten kämpften die Ungarn. Zuerst wichen die mährischen Scharen, deren Feigheit an diesem Tage viel zum Verlust der Schlacht beitrug. Dann ergriffen die Polen die Flucht und wurden versprengt. Ihnen folgten nach einer Stunde die Deutschen. Der Erzherzog Maximilian, der vom Kreuzberge aus die Schlacht geleitet und mehrfach Beweise seiner Tapferkeit gegeben hatte, wurde durch die schmachvolle Flucht der Seinigen so gekränkt, daß er sich in die dicksten Haufen des Feindes werfen wollte. Als aber auch die letzte Reiterei, die anfangs auf das erste Treffen Zamojskis einen so heftigen Angriff vollführt hatte, daß dieses sich schon zur Flucht gewendet hatte, den Rückzug antrat, verließ Maximilian auf das dringende Anraten seiner Umgebung seine Stellung und ritt in die Stadt Pitschen zurück, noch keineswegs entschlossen, sich hier zu ergeben. Er hatte 3077 Mann verloren, nur etliche

¹⁾ Man teilte also damals schon den Tag in 24 Stunden. Wie sagt Ben Atiba?

²⁾ Dieser Königsdamm (Krolewska grobla) war infolge eines Vergleichs zwischen der Königin Anna von Polen und einem Herrn von Korzemirski, dem Besitzer des Starostei-gutes Motrzyso, im Jahre 1537 aufgeschüttet worden.

Muthmaßliche Stellung des Heeres des Erzherzogs Maximilian.
Gefände nach alten Plänen. ----- Verlauf der heutigen Eisenbahn.



hundert zu Fuß und Roß waren imstande, sich in die Stadt zu retten.

Der Erzherzog hielt noch einige Zeit auf dem Markte im Kreise der wenigen, die ihm geblieben waren. Er hatte die feste Absicht, einen Ausfall zu wagen. Da ihm jedoch von allen Seiten abgeraten und er dringend gebeten wurde, die Seinigen nicht noch größerer Gefahr auszusetzen, begab er sich auf das Rathaus, um den Ausgang der Sache zu erwarten und zu beratschlagen, auf welche Art und Weise er sich ergeben sollte. Die kurze Zeit, welche ihm bis zu den Unterhandlungen blieb, benutzte er dazu, einen ganzen Kasten Briefe und Register zu verbrennen und in seiner Schreibtafel alle Vermerke zu löschen.

Während dies geschah, umschwärmte aber auch schon das Zamojski'sche Heer die Mauern von Pitschen, zündete die vor dem Tore gelegenen Häuser an, plünderte die Einwohner und drohte allen den Untergang, wenn keine Uebergabe erfolgte. Nach mehrfachen Unterhandlungen nahm endlich Maximilian keinen Anstand, sich auf folgende Bedingungen zu ergeben: Dem Erzherzog wurde ehrenvolle Behandlung zugesichert; die vornehmen Deutschen sollten gegen Lösegeld in Freiheit gesetzt werden; den Polen wurde Straffreiheit zugesichert; die eingeschlossenen Truppen, etwa 1500, erhielten nach Ablegung ihrer Waffen freien Abzug. Nach Abschließung dieses Traktats speiste Maximilian noch ein Rebhühnchen und trank ein Glas Wein. Hierauf begab er sich, von den vornehmsten Deutschen und Polen begleitet, in das Lager Zamojskis, der ihn ehrenvoll empfing. Die seltene Mäßigung, mit welcher Zamojski seinen vornehmen Gefangenen behandelte, soll so weit gegangen sein, daß, als der Erzherzog bei dem Sieger speiste, dieser mit entblößtem Haupte stehen blieb, obwohl ihn Maximilian niederlegen hieß.

Am Montag, den 25. Januar, sandten der Rat und die Gemeinde von Pitschen eine Bittschrift an den Großkanzler Zamojski, worauf dieser antwortete: „Obwohl der schlesischen Fürsten Kriegsvolk in der Spitze wider mich gestanden, dennoch fürchtet euch nicht, euer Leben schenke ich euch, ihr Kinder.“ Am demselben Tage kam eine Deputation von Polen in die Stadt, um Maximilians Sachen zu besichtigen, zu beschreiben und zu versiegeln. Sonst war Montags Ruhe.

Am Dienstag kam wieder eine Deputation nach Pitschen und nahm dem gesamten Gefolge Maximilians einen Eid ab, daß sie sich der Entscheidung des Königs Sigismund und des Senats unterwerfen und nichts gegen den König und die Republik Polen unternehmen wollten. Hierauf mußten sie ihre Waffen abliefern. Alles, was sie sonst bei sich trugen, wurde eine Beute der Soldaten. Dann

wurde das Tor geöffnet, und die gefangenen 1500 Mann durften, begleitet von 100 Deutschen und 100 Kosaken, abziehen.

Nachdem das Heer abgezogen war, begann aber erst das ganze Unglück für die bedauernswerte Stadt. Der Kanzler hatte sich einige Meilen zurückgezogen, und nun wurde den Polen, Tataren und Kosaken das Städtchen zur Plünderung freigegeben. Es wurde mit Ausnahme der Kirche, des Rathauses und zweier kleiner Häuschen gänzlich eingeäschert, die Bürger entsehrlich gequält und gemartert, besonders der Bürgermeister Martinus Maldrzyk und der Stadtschreiber Johannes Maczka, weil diese sich weigerten, die Schätze der Stadt herauszugeben. In der Kirche, die im übrigen unversehrt blieb, hauste das feindliche Gesindel ganz fürchterlich. Auf dem Epitaphium des Albertus Opala im südlichen Seitenschiff unserer Kirche sind noch heute die Spuren von der barbarischen Aufführung der Polen und Tataren aus jenen Schreckenstagen zu sehen. Auch die Orgel wurde zertrümmert, wie eine Inschrift an ihrer nördlichen Wand, die aber 1888 beseitigt worden ist, besagte: „Anno autem 1588 belli tempore destructum.“ (Im Jahre 1588 zur Kriegszeit zerstört.)

Während die Stadt brannte, kam einer von den Kosaken (einem ungewöhnlich grausamen Volke), zum damaligen Geistlichen Bartholomäus Benkius und ermahnte ihn, sich aus der Stadt zu flüchten und zu retten. Dieser Probst war bestürzt und erschrocken und wußte nicht, was er tun sollte, ob er es wagen sollte, schließlich mit diesem Kosaken die Stadt zu verlassen. Der Kosak führte ihn mit seiner Frau durch das Kriegsvolk glücklich bis zum polnischen Lager hindurch. Als der Pitschener Geistliche schon aus der Gefährzone heraus war und ganz Pitschen brennen sah, kam ein zweiter Soldat, brachte ihm Fleisch und Brot und sprach lachend: „Ih, Deutscher!“ Weiter aber bestand keine Gefahr mehr. Der arme Geistliche, von Leid und Schmerz erfüllt, konnte jenem Soldaten nichts antworten, nahm aber sein Geschenk dankbar an. Es rührte der Herrgott auch das Herz eines dritten polnischen Soldaten, welcher ihm einen gekochten Kapaun gab und ihn aufforderte, guten Mutes zu sein. Als der Geistliche ein wenig zu sich kam, gedachte er der Gnade, die ihm Gott durch die Feinde erwiesen hatte und verlangte, dem gnädigen und hohen Herrn Kanzler seine Aufwartung machen zu dürfen. Es fand sich auch ein Mann dazu bereit und führte ihn, seine Frau und noch zwei andere, zu diesem. Als sie ihn erblickten, fielen sie alle zur Erde. Der Geistliche sagte: „Vater, nimm uns in Gnaden an, obwohl wir ungehorsam waren.“ Darauf hieß ihn der Kanzler aufstehen, versicherte ihm, daß er keine Freude über sein Unglück empfinde, beruhigte ihn und schenkte ihm Geld. Dafür dankte er dem Kanzler mit folgenden Worten: „Hostis es an hospes? Nam quis to dixerit hostem, qui patrio

victos victor amore colis?“ (Bist du Feind oder Freund? Doch wer wollte dich einen Feind nennen, der du die Besiegten mit väterlicher Liebe behandelst?)

Der Gesamtschaden, welcher der Stadt Pitschen durch die Plünderung nach der Schlacht erwuchs, wird mit 27 384 Talern angegeben. Aber die polnischen Horden begnügten sich nicht mit der Verwüstung der Stadt Pitschen. Sie hausten noch tagelang in der Umgegend, brandschatzten die Dörfer, verfuhrten grausam und unmenschlich gegen die Bewohner, mißhandelten und erschlugen Geistliche und raubten, was ihnen vor die Hände kam. Die Geistlichen von Proschitz und Lowkowitz wurden ermordet und der eisgraue Pfarrer in Bischofsoorf so grausam gequält, daß er nach 14 Tagen starb. In Schmarbt sperrten die Unholde zwölf Personen in ein Haus und verbrannten sie. Von Pitschen bis Ramlau waren alle Dörfer weggebrannt, in der Nacht vom 26. zum 27. Januar hat man da gegen 200 Feuersbrünste gezählt. Diese haben den von Pitschen abgezogenen Truppen „dermaßen vier Meilen weit auf den Weg geleuchtet, daß sie wie beim hellsten Mondschein gesehen haben.“ Der Schaden, der dem gesamten Weichbilde in den Tagen vom 24. bis zum 27. Januar widerfuhr, wird auf 168 392 Taler beziffert. Der Volksmund aber prägte den Vers:

Tausend Fünf Hundert Achtzig Acht,
Das ist das Jahr, was ich betracht,
Gehet daran die Welt nicht unter,
Geschehen doch sonst große Wunder. — — —

Fast drei und ein halbes Jahrhundert sind vergangen, seit Pitschen nach der Schlacht in Schutt und Trümmer sank. Noch stehen vier steinerne Zeugen da, welche den Jammer und das Elend dieses Unglücksjahres mit angesehen haben: Die Nikolaikirche und die drei Warttürme. Die Erinnerung an diese Schlacht wurde durch Funde wachgerufen, die im Jahre 1926 bei Schachtarbeiten des Hauses Lange Straße 128 gemacht worden sind. Unter dem abgerissenen, etwa 150 Jahre alten Hause fand man die verbrannten Ueberreste eines älteren Hauses, dessen Wände aus Lehm bestanden haben. Schichten von Ziegelstücken, verbrannten Balken und Lehm, Asche und Feldsteinen wechselten miteinander ab und zeigten durch ihre Lage, daß das älteste Haus bedeutend tiefer gestanden hat und weiter eingerückt war, als das nach dem Brande von 1757 errichtete, das jetzt abgerissen worden ist. Zwischen Straße und Haus hat sich anscheinend damals ein ziemlich breiter Wasserabflußgraben befunden, der durch das einstürzende brennende Haus ausgefüllt wurde. Ein scharfer Brandgeruch machte sich noch beim Ausschach-

¹⁾ Dieser Abschnitt ist dem polnischen Büchlein „Muzyka anielska“ von Samuel Ludwig Sassadius, gedruckt zu Brieg 1751, entnommen.

ten in der Grube bemerkbar. Dieses im Feuer zusammengebrochene alte Lehmhaus, das, wie alle Häuser Pitschens in damaliger Zeit, mit Stroh oder Schindeln gedeckt war, und auf dessen Trümmern das neue, jetzt niedergerissene, aufgebaut worden ist, hat bis 1588 einem Pitschener Bürger zur Wohnung gedient. Es ist mit allen seinen Nachbarn, mit sämtlichen Häusern der Stadt, dem durch die polnischen Banden Zamojskis entfachten Brande zum Opfer gefallen.

Unter den Trümmern, in einer Tiefe von etwa 1,40 Metern, fanden sich zwei vollständige Skelette und Teile eines dritten vor. Der Schädel des einen war vollständig erhalten, zeigte sehr gesunde Zähne und kann einer Person von schätzungsweise dreißig Jahren angehört haben. An der rechten Hand fand man einen dünnen, mit grüner Patina überzogenen Ring, und in der Nähe des Schädels zwei ebenfalls von Patina stark verkrustete Ohrringe.¹⁾ Auch ein Sporn, einige kurze Eisenstücke und mehrere Pferdezähne lagen in der Nähe. Ein etwa ein Quadratmeter großes schwarzes Stück Stoff zerfiel beim Anfassen.

Auf der Langen Straße sind noch mehrfach bei Neubauten Skelette ausgegraben worden, wie bei den Häusern Nr. 130 und 131. Es handelt sich in allen diesen Fällen wohl um Menschen, die bei dem Brande nach der Schlacht ihr Leben verloren haben. Die große Zahl der Verunglückten läßt sich dadurch erklären, daß das Feuer, das jedenfalls an mehreren Stellen zugleich ausbrach, in den strohgedeckten Holzhäusern so reiche Nahrung fand und sich mit solch rasender Schnelligkeit ausbreitete, daß mancher, der sich nicht schnell genug ins Freie rettete, mancher, der mit den Plünderern um sein bißchen Hab und Gut rang, vielleicht auch mancher der allzugierigen Räuber unter den zusammenstürzenden, brennenden Häusern begraben wurde. In den Häusern befanden sich gewiß auch manche Verwundete aus der Schlacht, vielleicht auch Verteidiger der Stadtmauer, die durch Armbrustbolzen oder Musketenkugeln verwundet und in die der Stadtmauer am nächsten liegenden Häuser der Langen Straße getragen worden waren. Sie fanden dann, da sie sich ihrer Verwundungen wegen nicht retten konnten, bei der Plünderung und beim Brande ihren Tod.²⁾

¹⁾ Vergl. S. 16.

²⁾ Aus der „Pitschener Zeitung“ vom 8. Oktober 1926.



Johann von Zamojski vor den Toren Pitschens

(Die wohlangelegene Gesellschaft der schönen Künste im Königreich Polen ihren Mitgliedern für das Jahr 1885. Das Original ist Eigentum des Grafen Jan Zamojski in Paris. — Gemalt von Jan Matejko.)

23. Christophorus Süßenbach

(1599—1631.)

Von allen Geistlichen, die an der Pitschener Nikolaikirche seit ihrem nun fast siebenhundert Jahre langen Bestehen gewirkt haben, ist keines Name so in das Volk gedrungen, keiner wird mit soviel Ehrfurcht und Andacht, Bewunderung, Stolz und Liebe genannt, wie der des Pastors und Seniors Christophorus Süßenbach. Es muß etwas Wunderbares um das Leben, die Amtsführung und den frühen Tod dieses Mannes gewesen sein, wenn sich in Zeiten, die zu den unglücklichsten für unser Städtchen gehören, ein ganzer Sagenkranz um sein Haupt bilden konnte. Und in der Tat deutet alles, was sich aus Sage und Geschichte als tatsächlichen Niederschlag über diesen Geistlichen ergibt, darauf hin, daß Christoph Süßenbach ein Priester von ganz außerordentlichen Gaben gewesen sein muß, der eine ungewöhnliche Klugheit mit einem kindlichgläubigen Herzen voll aufopfernder Liebe verband und ein Ansehen, eine Verehrung in seiner Gemeinde genoß, die an Anbetung grenzte.

Die Plattern herrschten in Pitschen, und der Tod hielt reiche Ernte, da erblickte, am 27. Dezember 1599, der kleine Christoph das Licht der Welt. Kaum einige Monate war er alt, da kehrte ein entsetzlicher Würgengel, die Pest, im Städtchen ein und raffte gleich zu Beginn seine Mutter, ein Jahr darauf seinen Vater, den Rektor Christophorus Süßenbach, hinweg. Von Verwandten mußte die Waise großgezogen werden. Während der junge Student in Frankfurt und Wittenberg seinen Studien oblag, brach der dreißigjährige Krieg aus. Im Jünglingsalter noch, mit zwanzig Jahren, wurde Süßenbach Pastor von Pitschen und erhielt das Seniorat über den Bezirk, einen Titel und ein Amt, die bei seinem jugendlichen Alter fast paradox anmuten. (Senior = der Ältere.) Die Parochieen Pitschen, Polanowitz, Bischdorf, Goltowitz, Proschlitz, Reinersdorf, Roschkowitz und Wilmsdorf wurden ihm unterstellt.

Es war eine schwere Zeit, und schwere Arbeit erwartete den jungen Geistlichen in seiner Vaterstadt. Aber das war ganz in seinem Sinne! Sein Glaubenseifer war bewundernswert, seine Rednergabe glänzend, seine Arbeitskraft gewaltig, seine Wohltätigkeit grenzenlos. Er gab den letzten Pfennig, das letzte Stück Brot hin, wenn er der Not steuern konnte. Bei all seiner Arbeitslast fand er noch Zeit, einen polnischen Katechismus herauszugeben und

dadurch einem fühlbaren Mangel im Kreuzburg-Pitschener Bezirk abzuhelpfen.

Gleich nach seinem Amtsantritt in Pitschen setzte die Flut des wertlosen neuen Geldes ein und lockte dem leichtgläubigen Bürger seine guten alten Taler aus der Tasche. Mit allen Kräften eiferte da der junge Pfarrer, er, dem irdische Güter nichts galten, gegen diese gefährliche Strömung, die letzten Endes Unzufriedenheit, Streit, Not und Elend bedeutete. Und in vielen Fällen gelang es ihm, die Bürger zu überzeugen und von der Umwechselung ihres Notpfennigs abzuhalten. Freilich war es nur eine Galgenfrist, welche die schönen Spargroschen erfuhren, denn die Stürme des dreißigjährigen Krieges segten bald auch das Letzte hinweg.

Im Jahre 1627 mußte Süßenbach den Einfall der dänischen Söldner in Pitschen erleben, den fürchterlichen Tag, den er als „funestissima dies“ in das Kirchenbuch eintrug. (S. S. 135.) In diesen unglücklichen Zeiten trat seine unermüdliche Amtsfreudigkeit erst recht zutage. Er war den Armen ein immergebender Helfer, den Waisen ein sorgender Vater, den Verwundeten ein barmherziger Pfleger, den Verzweifelnden eine hilfreiche Stütze, den Sterbenden ein milder Tröster. Eine gewaltige Kraft ging von ihm aus; sein nimmerwankender Glaube, seine felsenfeste Zuversicht, seine hinreißende Beredsamkeit schlugen alle, die mit ihm in Berührung kamen, in den Bann. Kein Wunder, daß ihn seine Gemeinde vergötterte, kein Wunder aber auch, daß er, der immer Gebende, der nie Empfangende, sich selbst verzehrte. Nur zwölf Jahre währte seine Wirksamkeit in Pitschen, dann nahm ihn, noch nicht 32 Jahre alt, ein sanfter Tod hinweg.

Zahlreich sind die Legenden, die sich um die Gestalt dieses wahrhaft vorbildlichen Gottesmannes gewoben haben. Die bekanntesten knüpfen an seine Wohltätigkeit, seinen Glaubensmut und seinen wunderbaren Tod an.

Als im Jahre 1630 die große Teuerung¹⁾ über das Land hereinbrach, fuhr der Pastor Süßenbach in Begleitung seines Knechtes mit einer Ladung Pitschener Korn nach Breslau. Seine Gattin Eva hatte ihn zu dieser Reise endlich dadurch zu bestimmen gewußt, daß sie ihm vorhielt, wieviel mehr in der großen Stadt für den kostbaren Roggen erzielt, und wievielmal Elend mit dem gewonnenen Gelde abgeholfen werden könnte. Aber der junge Pastor war wohl ein tapferer Gottesmann aber ein schlechter Kaufmann. Auf dem Neumarkt zu Breslau boten ihm die Händler so große Summen, daß er es für Sünde hielt, die hohen Angebote anzunehmen. Er verkaufte vielmehr die ganze Ladung zum halben Preise an kleine

¹⁾ Man nannte das Jahr „rok piewiany“ (Spreujahr), weil man gezwungen war, dem Mehl Spreu beizumischen. Ein Scheffel Roggen kostete 10 Taler.

Leute. Als er auf dem Rückwege zur Oberbrücke gelangte, die von Krüppeln und Bettlern besetzt war, wurde er seinen gesamten Erlös bis auf den letzten Heller los, so daß er sich in Hundsfield, wo übernachtet wurde, von seinem Knechte das Geld zur Bezahlung des Quartiers leihen mußte. —

Eines Sonntags waren im Pfarrhause alle Vorräte ausgegangen. Der Pastor hatte wieder einmal auch das Letzte weggegeben. Als er nach dem Gottesdienste sein Haus betrat, war auch nicht eine Scheibe Brot mehr vorhanden. Es läutete Mittag, und der Tisch war noch immer leer. Da war auch die sonst so tapfere Hausfrau verzagt und kleinmütig, aber ihr Ehegatte in seinem heiteren Glaubensmut sprach: „Der Herr, der die Raben so wunderbar speist, wird auch seinen Diener und Knecht nicht darben lassen!“ Und siehe, da nahte der Ratsdiener und brachte von einem Festessen der Ratsherren, welche wußten, daß ihr Pfarrer einer Einladung zum Festmahl am Tage des Herrn nicht Folge leisten würde, einen Korb voller Speisen und Getränke. —

Die wunderbaren Geschehnisse bei dem Tode Süßenbachs sind in dem polnischen Büchlein „Muzyka anielska“ von Samuel Ludwig Cassadius und in der Schrift „Religiosae Kijovienses cryptae“ von Süßenbachs berühmten Neffen Johannes Herbinus beschrieben. Von diesem Buch und seinem Verfasser sagt Cassadius: „Das Buch ist nicht für einfältige Menschen geschrieben, sondern für Gelehrte. Herbinus hat selbst anfangs den Zeugen in der Stadt nicht geglaubt. Später, als er nicht nur in Pitschen und Stockholm Rektor und in Wilna Probst war, sondern von dort vertrieben wurde und an der Akademie in Königsberg lebte, gab er das Buch dort im Jahre 1675 in Druck.“ Ich gebe nachstehend die Uebersetzung aus diesem lateinischen Buche von Herbinus, soweit es sich auf den Tod seines Großvaters bezieht.¹⁾

Als der noch in späten Zeiten verehrungswürdige und durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit und seiner unübertroffenen Frömmigkeit sehr gefeierte Herr Christophorus Süßenbach, der Pastor der Gemeinde und Senior der Geistlichkeit des Pitschener Bezirks — mütterlicherseits war er mein Großvater — wie einer, der bereit ist, in den Tod zu gehen, frühmorgens um die sechste Stunde nach der Sitte der Gemeinde in der Kirche den zweiten Psalm über die vorweltliche Geburt des Gottesohnes in wenigen Worten auseinandergelegt hatte, da sagte er zum Volke gewendet voraus, daß er an diesem Tage sterben müsse. Darauf ermahnte er die Gemeinde zum standhaften Glauben an Jesum Christum, zu wechselseitiger Liebe und zur Frömmigkeit, sagte allen Gemeindegliedern, der Geistlich-

¹⁾ Vergleiche des Verfassers „Legende“ im Heimatkalendar des Kreises Kreuzburg 1927, pag. 65.

keit, der Behörde und dem Volke Lebewohl und kehrte, von vielen beweint, in sein Haus zurück. Seine Begleiter baten ihn noch, er solle, wohin er auch gehe, als Vater und Beschützer die Waisen nicht verlassen. Bald jedoch schwanden ihm allmählich seine Kräfte. Er sank infolge seiner Schwäche nieder und begann, wie er sagte, sich für die Begegnung mit Gott zu rüsten. Auf die Kunde hiervon kamen die städtischen Behörden sowie die Pastoren der benachbarten Gemeinden zu ihrem Senior und fragten ihn nach seinem Befinden. Jener jedoch, über seine Gesundheit nicht im geringsten besorgt, richtete an sie die gleiche Ermahnung wie kurz vorher in der Kirche. Während er dann jedem einzelnen zum Abschied die Hand reichte, hörte man eine Viertelstunde hindurch die wunderbarsten Weisen durch die Stadt widerhallen, ungewiß, an welchem Ort. Die einen meinten, der Chor singe auf dem Turme, andere, auf dem Rathause, nur wenige, auf den Mauern. Darauf sagte der Pastor, der noch nicht mit dem Tode rang, zu seiner Gattin Eva, die er mit dem hebräischen Namen (diese Sprache sprach er am besten) „Chawa“ nannte: „Siehst du, meine liebe Chawa, die Frömmigkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Höre, was der Chor des Himmels singt! Dir wird der Himmel mit derselben Süßigkeit singen, wenn du standhaft im Glauben und in der Liebe zum Gottessohne verharrst.“ Als er dies gesagt hatte, wandte er sich zur Wand und entschlief, ohne daß es jemand bemerkte, ganz sanft. Durch dieses Beispiel eines seligen Endes entflammten mich in meiner Jugend meine Verwandten und Vorgesetzten zum Streben nach Frömmigkeit. Doch ich wurde älter und hielt dies zuerst für eine Erfindung des leichtgläubigen Volkes. —

Sassadius erklärt ferner noch, daß die Engelsmusik in der ganzen Stadt gehört worden wäre, ja, daß ihm sein Vater erzählt hätte, daß er mit einem Manne aus Polanowitz geredet hätte, der gerade zu der Zeit Ochsen am Pfluge antrieb und mit Zweien, die pflügten, ebenfalls die Engelsmusik hörte. Es war da auch ein Organist von der Stadtkirche, welcher, durch die Musik besonders erbaut, die Erinnerung an diese himmlischen Klänge aufschreiben wollte, aber seine Arbeit war immer vergeblich.

Ueber den polnischen Katechismus, den Süßenbach zum Gebrauch in der Pitschener Schule und Kirche herausgab, berichtet Sassadius: „Im Jahre 1622, am Beginn des dreißigjährigen Krieges, wurde dieser Katechismus gedruckt. Ein Teil der Exemplare desselben ist durch die Länge der Zeit, ein anderer bei Flucht und Kriegsplünderung als auch bei Feuersbrunst verloren gegangen. Daher mußte die Schuljugend, einer von dem andern, abschreiben, nicht ohne Mühe, manchmal geschah dies falsch. Auch in der Kirche las man daraus mit Fehlern und mit großer Schwierigkeit. Daher

wurde der Katechismus Süßenbachs, was wohl am besten für seine Güte und Brauchbarkeit spricht, für die Kreuzburger und Pitschener Schule im Jahre 1660 durch Herbinus in neuer Bearbeitung herausgegeben.“ —

Süßenbachs Gattin Eva, die 23 Jahre älter als ihr Mann war, überlebte ihn noch viele Jahre und starb als hochbetagte Witwe in Pitschen.



24. Leiden der Stadt im dreißigjährigen Kriege

(1618—1648.)

Von den furchtbaren Leiden, welche der dreißigjährige Krieg über die deutschen Lande brachte, wurde die Stadt Pitschen zunächst nicht betroffen, sie bekam aber die Schrecken, welche auch der entfernte Krieg auf den Bürger legt, schon anfangs zu spüren.

Zuerst machte sich infolge der plötzlichen Entwertung des Geldes eine allgemeine Unordnung und Unsicherheit bemerkbar. Noch hatte die Kriegsflamme Pitschen nicht ergriffen, als das wilde Treiben der „Kipper und Wipper“¹⁾ Unfrieden, Haß, Empörung, Hunger, Armut und Bettelhaftigkeit in das friedliche Städtchen warf und Wohlstand und Sittlichkeit untergrub. Kleine Wechsler tauchten plötzlich in der Stadt auf und kauften dem vertrauensseligen Bürger seinen in guten silbernen Talern zurückgelegten Notgroschen ab. Sie zahlten das acht- und zehnfache dafür, führten das schöne, schwere Silber aus und hinterließen die verschiedenartigsten Münzen, minderwertige, zu leichte Ware mit falschen Stempeln.²⁾ Drei Jahre lang dauerte diese jämmerliche Geldwirtschaft, welche die Ersparnisse des kleinen Mannes vernichtete und Bürger und Landleute aus dem gewohnten Geleise gewaltsam herausriß. Das war der erste der bösen Geister, den der Krieg in das friedliche und arbeitsame Volk der Pitschener hineinsandte, um es an die Leiden und Verbrechen zu gewöhnen, welche kurz darauf über das Städtchen hereinbrechen sollten.³⁾

Raum ein Jahr später, im Jahre 1626, schlugen die Wogen des Kriegsturmes auf die rechte Oberseite herüber und trugen Kriegsnot und Elend auch ins Briegische Land. Nun kam zwar dies Fürstentum immer noch glimpflich weg im Verhältnis zu dem, was die übrigen Teile Schlesiens erdulden mußten, es hatte aber durch Besatzungen, Kontributionen und Plünderungen entsetzlich zu leiden. Und auf Pitschen, das noch an den Wunden blutete, welche ihm die Schlacht und die Seuche geschlagen hatten, wirkten sich die folgenden

¹⁾ Kippen: Schlechtes Geld unterschleichen; wippen: Gutes Geld von der Wagshale werfen.

²⁾ Auch in Kreuzburg entstand eine Münzstätte, doch wurde sie nach 1½jährigem Bestehen (1622) wieder aufgelöst.

³⁾ Gustav Freytag, Bilder etc., III. pag. 150 ff.

Lebensjahre in besonders verhängnisvoller Weise aus. Es sind hauptsächlich drei Jahre, die aus jener Schreckenszeit in der Geschichte der Stadt mit blutigen Lettern zu verzeichnen sind: Die Jahre 1627, 1634 und 1643.

Im Januar 1627 stürmten dänische Truppen von Leobschütz aus über die Oder, machten einen Ausfall nach Kreuzburg und steckten die umliegenden Dörfer in Brand. Eine Abteilung dieser dänischen Söldner drang auch bis Pitschen vor, woselbst der von seinen Rittersitzen vertriebene Adel mit seiner Habe Zuflucht gesucht hatte. Die Dänen erzwangen unter der Vorgabe, sie seien kaiserlich, den Einlaß in die Stadt und plünderten sie in der entsetzlichsten Weise. In den Kirchenbüchern ist besonders der 16. Januar als „funestissima dies“, als der verderblichste, tödlichste Tag für Pitschen bezeichnet. Sechzehn Personen in der Stadt, sechs in Jaschkowiz, sind an diesem Unglückstage ums Leben gekommen. Nach andern Berichten¹⁾ wurden an diesem selben Tage sogar „120 Bürger und Bauern aus Pitschen in einer halben Stunde niedergehauen und zwanzig sehr verwundet.“ Die in der Stadt befindlichen flüchtigen Adligen mußten sich durch ein Lösegeld von 200 Talern loskaufen.

Nun trat zwar für einige Jahre Ruhe ein, und die Stadt würde, wie schon so manches, auch dieses Unglück überstanden haben, ohne in das Verderben zu sinken, wenn sich die Ueberfälle, Drangsale und Plünderungen nicht wiederholt hätten.

Während des ganzen Jahres 1633 war das Fürstentum Brieg ein Schauplatz für den Kleinkrieg. Die verbündeten Truppen der protestantischen Mächte waren auf der rechten Oberseite Herren des Landes, hielten Brieg besetzt und reichten östlich bis in den Pitschener Bezirk. Den südlichen Teil aber behaupteten die Kaiserlichen, und keine der Parteien war stark genug, die andere zu vertreiben. Um sich für die Besetzung von Brieg zu rächen, drangen kaiserliche und sächsische Söldner in das von den Verbündeten besetzte Gebiet und überfielen Kreuzburg und Pitschen.

Aber die Stadt war auf den Ueberfall vorbereitet. Sie war ja eine Festung, wenn auch nicht eine solche im heutigen Sinne. Doch ihre Mauern waren stark, ihre Bürger zuverlässig, die Zugänge eng und leicht zu verteidigen, so daß sie auch einem großen Heere eine Zeit lang Widerstand zu leisten imstande war. Als deshalb die Wachen auf den Warttürmen Zeichen gaben, daß heranziehende Truppen in der Ferne sichtbar waren, wurden schleunigst die Tore verrammelt, die wehrfähigen Bürger verteilt, die wenigen Wertfachen, Geld und Lebensmittel in sichere Verstecke gebracht und alle Maßnahmen getroffen, die fremden Kriegshaufen gebührend zu

¹⁾ Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens 13, 1.

empfangen. Diese jedoch, sich wohl bewußt, daß Pitschen mit Gewalt nicht leicht zu nehmen war, gaben die Zusicherung, daß sie sich mit Quartier und Lebensmitteln begnügen würden und erreichten dadurch das Oeffnen der Tore.

Ihre Leichtgläubigkeit mußte die Stadt furchtbar büßen, denn das Versprechen wurde nicht gehalten. Raum in den Mauern der Stadt, verübte das durch Blut und Schlachten verwilderte Kriegsvolk allerlei Gewalttaten und Grausamkeiten, drang in die Häuser, in Keller, Böden und Ställe, stöberte die Verstecke auf, nahm alles Erreichbare, beschlagnahmte das Vieh und die Futtervorräte und mißhandelte die Bewohner, wenn sie vorgaben, nichts mehr zu besitzen.

Als die wilden Banden Pitschen endlich räumten, ließen sie ein müdes, hoffnungsloses, erschöpftes Volk zurück. Eine neue, infektiöse Seuche, die bald darauf ausbrach, forderte viele Opfer, und die Einwohnerzahl sank auf die Hälfte herab. Die Felder konnten nicht mehr bestellt werden. Wo vorher lachende Fluren, blühende Saaten das Herz erfreut hatten, breiteten sich nun wüste, mit Unkraut und wildem Buschholz überwucherte Ackerstücke aus. In der Stadt gab es „nichts zu beißen und nichts zu schleifen.“ Aber der Keldh ihres Leidens war noch nicht erschöpft.

Wieder gingen einige Jahre ins Land. Die Kriegsfurie tobte weiter. Grenzenloses Elend herrschte allenthalben. Einzelne Orte, die der Krieg nur einmal streifte, konnten sich vielleicht wieder erheben, das Schlimmste aber war die zweite, dritte Wiederholung des alten Leidens, die alles neu Erreichte wieder vernichtete.

Pitschen hatte acht Jahre lang Ruhe gehabt, wenn man ein Leben voll Unsicherheit und Qual überhaupt so nennen kann. In den Ställen war wieder einiges Vieh, von der spärlichen Weide zwar schlecht genährt, aber immerhin der Anfang eines langsamen Aufstiegs. Auf einzelnen Feldern begann der Pflug seine Arbeit, die Mühlen mahlten ein dürftiges Mehl, und sogar die städtische Brauerei hatte ihren Betrieb aufgenommen. Da brach das Verhängnis zum dritten Male über die unglückliche Stadt herein.

Am 17. Februar 1643, früh um 5 Uhr, bliesen die Turmwächter¹⁾ plötzlich Alarm und schreckten die Bewohner aus ihrem lethargischen Schlummer. Es war ein furchtbares Erwachen! Dichte Finsternis lag über der Stadt. Aber sie leuchtete bald grell im Widerschein der Fackeln der anrückenden Heereshaufen. Es waren

¹⁾ In den Wänden der Turmstube des Warthurmes am polnischen Tore finden sich heute noch mehrere Namen, wahrscheinlich von Wächtern, aus dem Jahre 1643 eingegraben, so: PAULUS CICHOS, GEORIG GNILKA, MELCHIOR EKIERT, ADAMUS SLICZKY.

drei oder vier schwedische Kohorten,¹⁾ die von Oppeln her über die Stadt herfielen. Niemand dachte an Widerstand, dazu waren die Kräfte der Bewohner zu sehr zermürbt, ihre Energie längst gebrochen, sie hatten ja gar nichts mehr zu verlieren, höchstens ihr elendes Leben. Alle Straßen und Gassen waren voller Reiter und Pferde. Die Schweden forderten schwere Kriegssteuern und drohten mit Plünderung und Brand. Aber die Verwüstung der Landschaft rächte sich jetzt an dem Heere selbst. Die Stadt hatte nichts mehr zu geben, das letzte, was sie noch besaß, wurde ihr genommen. Der Oberleutnant Bock zog alle Biersteuern und Zölle als Heeresentnahmen ein und wütete mit Feuer und Schwert. Das letzte Vieh wurde aus dem Stalle, das letzte Futter aus der Kammer geholt. Die Einwohner mußten den Reitern die Pferde füttern und ihnen in der Mühle das Mehl zumessen. Wo sich noch einiges wenig Geld fand, es wurde dem Besitzer abgenommen. Die Männer wurden übel mit Schlägen traktiert, viele getötet, in die Teiche geworfen, oder, ganz ausgezogen und nur mit einem Hemde bekleidet, in der scharfen Winterkälte gefänglich nach Oppeln überführt. Nach dem Abzug der Schweden blieb die Stadt in einer dumpfen Betäubung zurück, ihre letzte Kraft war jetzt vernichtet, sie hatte alles verloren. Nur üble, schlimme Gewohnheiten, Laster und Krankheiten nahmen überhand.

Endlich kam der große Friede! Aber er kam langsam wie eine Genesung nach einer erschöpfenden Krankheit, und Friede und Freude brachte er nicht.

Die Zustände in Pitschen waren trostlos. Ein Menschenalter voll Krieg, Mord, Raub, Brand, Blut hatte eine tödliche Krisis hervorgerufen. Die Wiesen, Gräben und Bäche waren total vernachlässigt und harrten der Reinigung. Die Teiche und ihre Wehre, die Prosnadämme waren zerstört. Die Mühlen, das Backhaus, das Brauhaus lagen verwüstet. Die Einwohnerzahl war dezimiert, ungeheuer der Verlust an Zug- und Nutzvieh. Die Grundstücke sanken auf den zehnten Teil ihres früheren Wertes. Viele Gehöfte waren zerstört oder verlassen, in die verlassenen Anwesen zogen Polen ein. Massenhaft Ehen waren durch den Tod des einen Gatten gelöst. Die Sitten hatten sich gelockert, Wehrhaftigkeit und Widerstandskraft der übriggebliebenen Bürger waren bis ins Mark erschüttert. Das Wirtschafts- und das Familienleben hatten einen erschreckenden Tiefstand erreicht. Der Gütertausch nach Ost und West war vollständig lahmgelegt. Dazu kam, daß es nach Friedensschluß im ganzen Bezirk von herrenlosem Gesindel wimmelte, von Banden entlassener Kriegsknechte mit ihren Dirnen, von Räu-

¹⁾ Eine (römische) Kohorte = 500 Mann. Wenn man diese Zahl hier annehmen will, so war der Haufe 1500 bis 2000 Mann stark.

bern und Bettlern, welche die Straßen unsicher machten oder sich gewaltsam einquartierten.¹⁾ Hohe Kriegssteuern wurden ausgeschrieben, die für die Stadt unerschwinglich waren. So waren auch die Nachkriegsjahre für Pitschen eine Zeit schweren, dumpfen Leidens.

Mit dem dreißigjährigen Kriege begann für die Stadt Pitschen eine Periode des unaufhaltsamen Verfalls. Die Stadt wurde in ihrer Entwicklung um viele Jahre zurückgeworfen. Und doch vermochten die langen Leiden ihre Lebenskraft nicht völlig zu untergraben. Noch während der Pfaffenzeit machte sich ein langsames Aufblühen der wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt bemerkbar. Zwar hatte sie 14 Jahre nach dem Westfälischen Frieden noch 1818 Taler Schulden, aber wiederum 14 Jahre später war sie bereits imstande, an umwohnende Rittergutsbesitzer 1150 Taler auszuleihen. Ihre wirtschaftliche Lage war bei dem Uebergange an die habsburgische Krone offenbar eine verhältnismäßig günstige.

Aber erst, als der preussische Nar in Pitschen seinen Einzug hielt und der Ruhmesglanz des großen Königs es belebend und befruchtend übersonnte, da wuchsen die langgehemmten Lebenskräfte des kleinen Grenzstädtchens wieder machtvoll empor, Handel und Wirtschaft nahmen einen neuen Aufschwung, der Wohlstand der Stadt und ihrer arbeitsfreudigen Bewohner hoben sich zusehends, und die städtischen Finanzen standen bald so gekräftigt und geordnet da, daß die Stadt in die glückliche Lage kam, keiner Gemeindesteuern zu bedürfen.

¹⁾ Gustav Freytag, Bilder etc., III., pag. 224.



25. Was alte Häuser erzählen

Wenn Steine und Ziegeln reden könnten, so würden sie uns über die wechselvollen Schicksale, welche die Bauten, zu denen sie gehören, im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben, meist bessere Auskunft geben können, als die Berichte der Zeitgenossen. Denn wie jedes Land und jede Stadt, so hat auch jedes Haus seine Geschichte, und je älter ein Gebäude ist, je länger seine Mauern stehen, je weiter sein Errichtungsjahr zurückliegt, desto mehr hat es erlebt und erfahren, desto bunter und reichhaltiger ist seine Geschichte. Gerade in so alten Städten wie Pitschen haben die Steine eine stumme Sprache, und wer seine Ohren hat, der kann allerlei interessante Dinge vernehmen aus den Zeiten von anno dazumal. Unser Städtchen weist eine ganze Reihe von alten Gebäuden auf, deren Geschichte mit dem Werden und Wachsen Pitschens dereinst eng verknüpft war, die aber heute, zu Wohnhäusern umgewandelt oder sonstigen Zwecken dienend, im Hasten und Treiben der Menschen, die ihre Verhangenheit nicht kennen, unbeachtet beiseite liegen. Da ist zuerst

a) Die Baderei

am Kirchplatz Nr. 99. Eigentlich gehört das Haus zur Niederstraße, die sich in flachem Bogen vom deutschen Tore über den nördlichen und östlichen Teil des Kirchplatzes bis zum polnischen Tore hinzieht. Diese Straße wird nur durch die schmale Gasse unterbrochen, welche zum Friedensplatz führt, sonst wird sie durch eine fortlaufende Reihe von Häusern gebildet, die sich mit ihren Höfen und Gärten, Schuppen und Ställen an die Stadtmauer anlehnen. Nur die Baderei, von der in den folgenden Zeilen erzählt werden soll, hat eine freie, von den Nachbargrundstücken abgesonderte Lage. Und das hat seinen besonderen Grund.

Im Mittelalter hatte jede noch so kleine deutsche Stadt ihre Badeanstalt, freilich kein Hallen- oder Schwimmbad, sondern mehr das, was wir heute unter Wannenbädern verstehen. Auch Pitschen besaß dereinst vier Badestuben. Darin war also die alte Zeit der neuen entschieden voraus. Wo diese Badereien gelegen haben, ist nicht mehr zu ermitteln. Wir wissen es nur von der einen am Kirchplatz, die bereits 1553 erwähnt wird. Die Erlaubnis zu ihrer

Errichtung hieß Badegerechtigkeit, und die Inhaber der Badestuben wurden Bader genannt. Leider sind diese Privilegien der Pitschener Badestuben aus dem 16. Jahrhundert nicht mehr vorhanden, dagegen existiert ein solches aus dem Jahre 1657. In diesem Privilegium, welches auf ein 50 Jahre älteres Bezug nimmt, ist von der Baderei am Kirchplatz ausdrücklich verlangt, daß sie von andern Häusern und Hofplätzen abgesondert liegen und abgegrenzt sein müsse. Dieser freien Lage hat es das Haus zu verdanken, daß es in dem entsetzlichen Brande von 1757, der die ganze Stadt vernichtete, verschont geblieben ist, und es steht heute noch so da, wie es vor 330 Jahren „verrainet“ (vermessen) worden ist.

Das Handwerk der Bader galt im 14. Jahrhundert als unehrlich, denn der stolze Städter verschmähte es, die oft widerwärtigen Arbeiten am Leibe eines andern vorzunehmen, und die Bader wurden auf eine Stufe mit den Zöllnern, Totengräbern, Abdeckern und Scharfrichtern gestellt.

Die Badestuben wurden anfänglich nur von Kranken besucht, hauptsächlich von solchen, die mit einer Hautkrankheit behaftet waren. Diese Art der Krankheiten war ja im Mittelalter bei dem engen Zusammenleben der Menschen in kleinen Stuben, der ungenügenden Körperpflege und bei dem Mangel hygienischer Maßnahmen im Hause, überaus häufig, und gerade sie erforderte größte Sauberkeit und Reinhaltung des Körpers. Mit der zunehmenden Reinlichkeit in den deutschen Städten schwanden die Hautkrankheiten mehr und mehr und damit fiel auch die Veranlassung, Heilbäder zu nehmen. Andererseits kam mit der Verfeinerung der Sitten die Gewohnheit auf, auch hier und da ein Bad zu nehmen, ohne gerade krank zu sein. Da nun die Bader sich auch Kenntnisse und Fertigkeiten in der Wundbehandlung, in der Heilung von Verstauchungen, Verrenkungen und Knochenbrüchen angeeignet hatten, wurden sie allgemach gewichtige Personen und kämpften mit allen Mitteln dafür, in die Reihe der ehrlichen Handwerker aufgenommen zu werden. Im Jahre 1548 wurden nun auch endlich die die Bader entehrenden Bestimmungen aufgehoben. Die Bader schlossen sich zu Zünften zusammen und durften ein Wappen führen. Viele brachten es zu Reichtum und Ansehen.

Die Pitschener Baderei enthielt einige kleine Badestuben, die durch hölzerne Wände von einander getrennt waren. Die obere Hälfte der Trennungswände war „gegättert“, also mit Holzgittern versehen, um die Hitze durchzulassen und Feuerung zu sparen. Man bekam daselbst zwei Arten von Bädern, Schweißbäder und Wasserbäder; die ersteren, um die „Ueberflüssigkeit zwischen Fleisch und Haut“ zu beseitigen, die letzteren, um „schön und feist“ zu bleiben oder zu werden. Für die Dampfbäder waren in kleinen Stuben

eigens dazu dienende Bannen aufgestellt, in die man erhitzte Ziegeln oder Steine legte und mit einer Abkochung von wohlriechenden Kräutern begoß. An der Wand befanden sich übereinanderliegende Bänke. Damit der Besucher nicht gleich in die größte Hitze geriet, sollte er sich zuerst auf die unterste Bank legen. Doch kehrten sich viele nicht an diese Vorschrift, und es kam vor, daß Leute, die gleich die höchsten Bänke erstiegen, ohnmächtig herabfielen und hinausgetragen werden mußten. Auch das Wasserbad wurde mit edlen Kräutern versetzt, doch durfte es nur „laulich“, also nicht zu heiß, sein.

Der Inhaber der Pitschener Badestube am Kirchplatz war 1595 der Bader und „Balbierer“ Siegmund Freyer, ein Mann, der sein Handwerk ausgezeichnet verstand. Seine Gäste verlangten neben dem Bade auch allerlei Handreichungen, so Rasieren und Haarschneiden, Nagelpflege und ähnliche Dienste von ihm. Da es zu dieser Zeit in Pitschen weder einen approbierten Arzt noch eine Apotheke gab, bildete sich der Bader Freyer bald zum „Heilbiener“ heraus, der sich mit Schröpfen und Aderlässen, Hühneraugenoperationen und Massieren befaßte. Schröpfen, Aderlaß und Purgieren waren ja um 1600 die Universalmittel gegen alle Krankheiten. Auch Leute, die sich vollkommen gesund fühlten, ließen sich alle acht oder vierzehn Tage einmal schröpfen und jährlich mehrere Male die Ader öffnen, weil sie meinten, alsdann „geht das Blut desto fester“. Ferner hatte der Bader Freyer die Befugnis, Salben und Pflaster herzustellen und zu verkaufen, sowie seinen Badegästen kalte und warme Speisen und Getränke zu verabfolgen. Die Badestube am Kirchplatz war also bis 1600 nicht nur ein Badehaus, sondern, omnia in omnibus, Rasier- und Frisiersalon, Institut für Manicüre und Pedicüre, Frühstückstube und Speisehaus, Klinik und Apotheke. Der Bader Siegmund Freyer war also ein vielbegehrter und vielbeschäftigter Mann. Aber er legte auch Bagen zu Bagen, kaufte sich ein städtisches Vorwerk und stand in hohem Ansehen.

Welch ein Leben herrschte damals in dem heute so stillen Hause! Ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, Lachen und Schwätzen, Singen und Kreischen. Ganze Hochzeitsgesellschaften besuchten die Badestuben, denn es gehörte zu den Hochzeitsfeierlichkeiten, daß das Brautpaar mit Verwandten und Freunden ins Bad ging. Allerdings durfte die Braut von nicht mehr als zehn Frauen begleitet sein und der Bräutigam nicht mehr als zehn Männer mitbringen. Da liefen die Heilgehilfen mit Binden und Wickeln, die Badeknechte mit Mänteln und Tüchern, die Bademägde mit Speisen und Getränken ab und zu, und vor dem Badehause drängten sich Erwachsene und Kinder und hatten ihren Spaß daran.

Aber mit der Zeit wurde das Badeleben zwanglos und ungebunden, es führte zu vielen Freiheiten und damit zu einer Lockerung

der Sitten. Die Leute kamen meist nur mangelhaft bekleidet zum Bade, die Männer in Badehosen, die Frauen nur in kurzen leinenen Mänteln, die Jugend ganz nackt. Allerdings tat man dies nicht nur aus Bequemlichkeit, sondern vor allem, um dort nicht bestohlen zu werden. Aber es schlich sich doch mancherlei ein, was der Sittlichkeit Abbruch tat, die unerquicklichen Zustände nahmen überhand, Zucht und Ordnung ließen nach, die Freiheiten arteten in Zügellosigkeiten und Schamlosigkeiten aus. Es gab Leute, die den ganzen Tag im Badehause steckten, und die Stimmen mehrten sich, welche diese Art des Badelebens scharf tadelten: „Item man in den Schweißbädern nach dem Bade frisst und trinkt und einer nicht wol unterschieden kan, ob das Schweißbad ein Bad-, oder aber ein Freß- oder Sauff- oder Unzucht- und Luderhauß sey.“

Als im Jahre 1600 die fürchterliche Seuche über Pitschen hereinbrach und 488 Personen hinwegraffte, fand das freie, leichtfertige Leben im Badehause ein jähes Ende. Wohl nicht mit Unrecht wurde von einsichtigen Leuten der Badestube ein gut Teil der Schuld an der schnellen Verbreitung der Pest zugemessen. Der Bader Siegmund Freyer aber leistete in den beiden Unglücksjahren 1600 und 1601 mit „Zufekung seines Leibes, Lebens, Gutes und Vermögens“ der Stadt so treue Dienste, daß er zum Bürgermeister der Stadt gewählt wurde. Bis zum Jahre 1624 leitete er die Geschicke von Pitschen.

Die Baderei kam nun in fremde Hände, erst 1653 übernahm sie wieder einer aus der Familie, nämlich Sebastian Freyer. Aber ihre Blütezeit war vorüber. Das Badegewerbe verlor, als sich (1620) der Arzt Alexander Janenstein in Pitschen niederließ und (1649) die Apotheke entstand, nach und nach immer mehr von seiner Bedeutung. Die Badestube, die ein wenig in Verruf gekommen war, büßte an Zuspruch ein, die Einnahmen wurden geringer, und damit ging auch das soziale Sinken des Baderstandes Hand in Hand. Der Name „Bader“ hatte nicht mehr den Klang von ehemals. Um dem abzuweichen, nannte sich (1670) der Bader Daniel Sosna mit Vorliebe Chirurgus (Wundarzt) und Johann Josef Becher, der die Badestube seit 1724 inne hatte, führte sogar den Titel „balneator et chirurgus celeberrimus (Bader und berühmter Wundarzt)“. Das klang zwar vornehmer, konnte aber den zunehmenden Verfall des Badergewerbes nicht mehr aufhalten.

Wann die Pitschener Badestube als solche eingegangen ist, kann ich nicht sagen, sie hielt sich jedoch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein. Nach Bechers Tod übernahm sie sein Schwiegersohn Johann Jakob Sieg, auf den der Stadtchirurgus und Bader Christian Gottlieb Feller folgte. Im Jahre 1813 wurde das Privilegium nach einer Tage von jährlich 119 Talern 20 Silber-

großchen abgelöst. Der letzte uns bekannte Bader war Johann Gottlieb Stenzel.

b) Das Stadthaus.

Viel gesehen und erlebt hat auch das an der Ecke der Breslauer Straße und der Hospitalgasse liegende ehemalige Stadthaus (Nr. 21). Es führte noch vor 70 Jahren diesen Namen, weil es bis dahin Eigentum der Stadt Pitschen war.

In den allerältesten Zeiten bestand es natürlich, wie alle Häuser in der Stadt, nur aus dem Erdgeschoß und diente allerhand städtischen Angelegenheiten. Vielleicht war es anfangs, ehe das Rathaus und die Bogtei erbaut wurden, Wohnsitz des Erbvogtes und bildete das „Richthaus“, vor dem unter freiem Himmel der Vogt hochnotpeinliches Gericht hielt. Der eigentliche Richtplatz war natürlich, wie in allen Städten des Mittelalters der „Ring“. Hier erstand später das Rathaus als Mittelpunkt der ganzen Stadtanlage, und an dieses lehnten sich die Bogtei und die Krambauten an. Als der Vogt in die neue Bogtei übersiedelte, wurde im Stadthause, das ja an der damals verkehrsreichsten Straße, der Handelsstraße nach und von Breslau, lag, die Stadtwage untergebracht. Alle in der Stadt ankommenden oder die Stadt passierenden Güter mußten vor dem Stadthause halt machen und daselbst gewogen und verzollt werden. Es wird also im Stadthause auch der städtische Einnehmer gewohnt haben. Bis gegen das Ende der Piastzeit diente das Stadthaus dann städtischen Beamten als Wohnung.

In der habsburgischen Zeit (1675—1740) waren in dem Stadthause die „Commissarii loci“ einquartiert. Dies waren aus den Adeligen der Umgegend gewählte Kommissare, welche die Stadt dem Landesherrn gegenüber zu vertreten hatten. So versahen im Jahre 1727 Hans Moriz von Frankenberg und Proschlik, Erbherr von Neudorf und Hans Wolff von Frankenberg, Erbherr auf Omechau, dieses Vermittleramt. Diese Herren beanspruchten bei ihrer Anwesenheit in Pitschen freies Quartier und ein Lokal zum Einstellen ihrer Pferde, und dazu wurde das Stadthaus verwendet. Als das Haus baufällig geworden war, wohnten die Kommissare bei den Bürgern, und die Stadt wollte das Haus verkaufen. Es fand sich aber kein rechter Käufer. Zu dieser Zeit kam Pitschen unter preussische Herrschaft. Das Stadthaus wurde nun als Armenhaus (als „Spittel“) benutzt und den Ratsherren Eberlein und Cassadius die Aufsicht übertragen. In dem auf Anordnung des Großen Königs von der königlichen Kriegs- und Domainenkammer zu Breslau im November 1745 für die Stadt Pitschen erlassenen Reglement heißt es nämlich im Abschnitt 13: „Der Senator Eberlein hat mit dem Supernumerario Cassadius die Aufsicht über das hiesige Hospital zu leiten. Sie sorgen dahin, daß in dasselbe keine anderen als

abgelebte, arme und miserable Personen gebracht werden.“ Als Spital aber hat das Haus höchstens 12 Jahre lang gedient, denn es wurde in dem großen Brande von 1757 ein Raub der Flammen.

Aber bald erstand es neu aus der Asche. Beim Wiederaufbau wurde ein Stockwerk aufgesetzt und dieser Oberstock an Offiziere vermietet. Nach dem siebenjährigen Kriege garnisonierte nämlich in Pitschen die Leibescadron des Husarenregiments von Samoggy. Der Oberst von Samoggy und Erbedi selbst wohnte zwar in dem Ringhause Nr. 12. Er führte dort ein großes Haus, ist auch in Pitschen gestorben und liegt in der Nicolaikirche begraben. Zwei seiner Offiziere aber, Major von Sendlich und Rittmeister von Hillebach bewohnten den Oberstock des Stadthauses. Im Unterstock befanden sich das Garnisonlazaret und die Häckselschneide. Es wurde dortselbst täglich für 60—70 Pferde die Siede geschnitten, ein Umstand, der auf den Gesundungsprozeß der im Lazaret untergebrachten Soldaten von wesentlich beschleunigender Wirkung gewesen und die merkwürdige Tatsache gezeitigt haben soll, daß die Zahl der Simulanten auffallend zurückging. Das Stadthaus war also ein Hospital geworden, und nach ihm hat die anliegende Hospitalgasse ihren Namen erhalten. Die Schwadron des Husarenregiments, dessen Name im Laufe der Jahre vielfach wechselt, wurde 1811 von Ulanen abgelöst, die bis 1814 in Pitschen in Garnison lagen. Seit der Zeit ist die Stadt kein Garnisonort mehr gewesen, sie hat nur vorübergehend (1848 und 1863) militärische Besatzung gehabt.

Als Pitschen aufhörte, Garnison zu sein, verwandelte sich das Stadthaus abermals. Es wurde jetzt eine Schule. Der damalige Rektor, Paul Gottlieb Wichura, bekam den oberen Stock als Dienstwohnung angewiesen und unterrichtete in den unteren Räumen die erste Knabenklasse. Auch seine Nachfolger, die Rektoren Karl Reuter (1820) und Wilhelm Schreiber (1821—1857) wohnten und lehrten in diesem Hause. Vor 100 Jahren hatte die Pitschener Schule nur drei Klassen, und der Lehrkörper bestand aus drei Personen, nämlich dem Rektor als „Leiter“, dem Kantor als „Sänger“ und dem Auditor als „Hörer“ (Organist). Die beiden Klassen des Kantors und des Auditors erhielten ihren Unterricht in dem Hause Nr. 96 am Kirchplatz, welches heute die gehobenen Klassen enthält.

Nach der Erbauung des neuen Schulhauses auf der Niederstraße im Jahre 1862 wurde das alte Stadthaus verkauft und befindet sich seither in Privatbesitz.

c) Der „Goldene Adler“.

An der Stelle, wo heute das Hotel „Zum Goldenen Adler“ liegt, befanden sich noch vor 100 Jahren die Fleischbänke der Stadt.



Es ist schon erwähnt worden, daß im Mittelalter jedes Handwerk seine eigene Gasse hatte, „da sie zusammen wohnten, damit ein Handwerk das andere nicht störte“. In Pitschen führen heute noch die drei Gassen, welche vom Ringe aus nach Süden gehen, ihre Namen nach dem Handwerk, das daselbst einst ausgeübt wurde: Die Töpfer-, die Fleischer- und die Schuhmachergasse. Die Fleisnergasse war früher, entsprechend der Herrengasse auf der Nordseite des Ringes, ebenfalls eine „offene“ Gasse. Sie war nicht überdacht und enthielt die Verkaufsläden der Fleischer von Pitschen. Es lag daselbst Laden an Laden dicht und eng beieinander, in denen die Pitschener Fleischer auf niedrigen Tischen und Bänken Fleisch feil hielten. Diese Läden führten deshalb den Namen „Fleischbänke“.

In jener Zeit trieben die Pitschener Fleischer meist noch Landwirtschaft und Viehzucht, denn ohne diese Nebenbeschäftigungen hätten sie schwerlich bestehen können, da der größte Teil der Bevölkerung wenig oder gar kein Fleisch genoß. Nach und nach stieg aber der Fleischverbrauch und damit auch die Zahl der selbständigen Fleischer, die sich nun zu einer Innung oder Zechen zusammenschlossen. Die ursprünglichen Privilegien dieser Innung sind nun freilich nicht mehr vorhanden, wir wissen aber, daß es schon im 14. Jahrhundert eine Fleischerinnung, also auch Fleischbänke in Pitschen gegeben hat. Auch die Bestätigung der Privilegien durch Herzog Georg II. vom Jahre 1551 ist durch den Brand nach der Schlacht bei Pitschen vernichtet worden. Da sich nun im Laufe der Zeit in die Privilegien allerlei Unordnungen eingeschlichen hatten, erfolgte im Jahre 1651 durch die Herzöge Georg und Christian eine Neukonstituierung des Gewerbes der Fleischerzunft von Pitschen, wonach die Zechen auf 12 Bänke festgesetzt wurde.

Das Selbständigmachen war damals einem Fleischer sehr erschwert. In die Zunft konnte er nur aufgenommen werden, wenn er eine Fleischbank besaß. Doch die Erwerbung einer solchen war sehr teuer; auch erhob die Zunft sehr hohe Eintrittsgelder, die wir mit 100 Talern wohl nicht zu hoch angeben. Allerdings stellte die Zunft infolge der ihr vom Herzog verliehenen Rechte auch eine gewisse körperschaftliche Macht dar, gegen die der Rat der Stadt nur schwer ankämpfen konnte, wenn z. B. die Herren Fleischer einmal mehr als sie sollten auf ihren eigenen Vorteil bedacht waren.

In Pitschen waren also 12 Fleischer zünftig, nämlich 11 Meister und eine Meisterswitwe, woraus zu schließen, daß es auch 12 Fleischbänke gab. Für jede Fleischbank mußte auf Martini drei Bierdungen schwer Silber (21 Mark) gezahlt werden. Die Statuten waren sehr strenge. Wer z. B. der Zechen nicht gehorsamte, dem wurde „das Lid“ (der Laden der Fleischbank) geschlossen. Außer den 12 Meistern gab es in Pitschen damals noch drei Gassen-

schlächter, die keine Fleischbank besaßen und nur Hauschlachtungen bei den Bürgern vornehmen durften.

Wenn wir in Betracht ziehen, daß auf dem Raume, den das heutige Hotel Dalibor einnimmt, diese 12 Verkaufsläden für Fleischwaren zusammengedrängt lagen, so können wir uns einen Begriff von ihrer Enge und Dunkelheit machen. Jeder Laden hatte nur eine schmale Tür und ein kleines Fenster. Und über den Fenstern und Türen waren in Reichhöhe hölzerne, durch schräge Balken an die Außenwand gestützte Dächer zum Schutze gegen Regen und Sonne angebracht. Die Eingänge zu den Kellern lagen auf dem Bürgersteig und waren durch Falltüren verschlossen. Nach der soliden Bauweise des Mittelalters waren die Falltüren mit schweren Leisten und ungeheuren Vorlegeschlössern versehen, denn sie hatten ja auch gewichtige Lasten zu tragen. Nach eingetretener Dunkelheit jedoch bildeten sie einen Fallstrick, einen Stein des Anstoßes, für harmlose Fußgänger. Es war nicht ratsam, die Fleischbänke des Abends ohne Laterne zu passieren. Man konnte leicht über eins der großen Schläffer stolpern und, einmal aus der vertikalen Haltung gebracht, mit dem Kopfe an die schrägen Stützbalken donnern, daß einem Hören und Sehen verging. Immerhin ereigneten sich dergleichen Unfälle selten, denn nach Anbruch der Nacht wagte sich niemand gern auf die Straße.

Noch soll es einmal vorgekommen sein, daß, als ein leichtsinniger Gefelle eine solche Falltür offen gelassen hatte, die Tücke des Zufalls einen Ratsherrn, den sein Diener von einer schweren Sitzung im Ratskeller abgeholt hatte, just an diese gefährliche Stelle führte. Es war eine regnerische, stürmische, pechfinstere Nacht. Der Sturm hatte das Licht der Laterne verlöscht, und als Diener und Herr mühsam den Bürgersteig entlang tappten, verloren sie plötzlich den Boden unter den Füßen und versanken lautlos in den finsternen Orkus, und die schwere Hölle tür schlug donnerkrachend über ihnen zu. Glücklicherweise hörte der Wächter den fürchterlichen Krach, der wie ein Kanonenschuß durch die Nacht scholl. Er alarmierte, Mord und Totschlag befürchtend, die Wache, und den vereinten Kräften gelang es nach längeren Bemühungen, die Falltür zu heben und die beiden Gefangenen, die mit dem Schrecken davongekommen waren, zu befreien. —

Ueber den Fleischbänken durften Wohnungen nicht errichtet werden, und dies Verbot wurde auch anfangs genau beachtet. Aber mit der Zeit verloren die Fleischbänke an Bedeutung. Die Pitschener Bürger schlachteten, da sie ja fast alle ihr Stück Acker bewirtschafteten und Viehzucht trieben, im eigenen Hause, und die Fleischer wendeten sich immer mehr dem Viehhandel zu, besonders dem Handel mit polnischen Schweinen und Hammeln. Während

ihrer oft wochenlangen Abwesenheit blieben dann ihre Fleischbänke geschlossen, und die oberen Räume wurden als Wohnungen benutzt. Als das 19. Jahrhundert anbrach, entsprachen diese altersschwachen und halbverfallenen Verkaufsläden nicht mehr ihrem Zweck und waren auch nicht mehr notwendig. Deshalb wurden sie auf Grund des Gewerbesteuer-Edikts vom 2. Dezember 1810 abgelöst. Nun standen sie Jahre lang völlig verwaist und trugen mit ihren nur notdürftig ausgebesserten Vordächern und den mit Latten verschlagenen Türen und Fenstern durchaus nicht zur Verschönerung des Straßenbildes bei. Aber sie bildeten mit ihren vorzüglichen Schlupfwinkeln ein Dorado für die Pitschener Jugend bei ihren Versteckenspielen und mögen auch manchem armen Schlucker als kostenlose Nachtherberge gedient haben. Hier eine tragikomische Geschichte aus dem Jahre 1813!

Das Neujahr hatte frische Kälte und reichlichen Schnee gebracht. Der Ring war wie mit blendendem Damast bekleidet, und selbst die Fleischbänke sahen sauber und freundlich aus in ihrem weißen Gewande. Eine Anzahl Knaben balgten sich vergnügt im weichen Schnee und schlugen eine lustige Schneeballschlacht. An mehreren Stellen aber standen Gruppen von Leuten zusammen und besprachen in erregtem Tone die grauenhaften Nachrichten, welche die Zeitungen von der Niederlage des Napoleonischen Heeres in Rußland gebracht hatten. Der Korse hatte Moskau verlassen. Vor 14 Tagen erst war er, in offenem Schlitten und bei grimmiger Kälte, auf wilder Flucht durch Schlessien gerauscht. Sein Heer, das mächtige, unbefiegbare, war vernichtet, verhungert, erfroren, und der Rest auf dem kläglichsten Rückzuge begriffen.

Der Tag neigte sich bereits, bläuliche Dämmer Schatten senkten sich auf die Straßen, und die Bürger, frohe Hoffnung im Herzen, schickten sich endlich an, ihre warmen Stuben aufzusuchen, die der Duft des von den sorglichen Hausfrauen bereiteten Warmbieres schon erfüllte. Da nahte von der polnischen Vorstadt her ein überaus trauriger Zug. Einer Herde lebender Leichen gleich, mit erfrorenen Gliedern und erloschenen Augen, in alte Säcke, zerrissene Pferdedecken und zerlumpfte Weiberröcke gehüllt, in dumpfer Betäubung, wankte er daher. Waren das dieselben Gestalten, die vor einem Jahre erst mit Pauken und Trompeten, stolz und übermütig, durch Pitschen gezogen waren? — Es waren dieselben! Nun aber verfallen und krank, durchgefroren und hungrig, elend und schmutzig! Sie baten nur um eins: Ein Stück trockenes Brot und einen heißen Ofen! Und die gutmütigen Pitschener gaben auch jetzt noch!

Vor dem Wächthause (Ring Nr. 5.) hatte sich ein Häuflein der unglücklichen Franzosen angesammelt, darunter einer, der alle um Haupteslänge überragte, ein kolossaler Kerl, zwar abgerissen

und bleichwangig wie seine Kameraden, aber noch ungebeugt und mit finsternen Mienen. Er sprach den andern Mut zu; doch kaum hatte er begonnen, da wurde er jäh unterbrochen: Ein fester, faustgroßer Schneeball traf ihn mitten in das Gesicht. Der Kerl fuhr auf, sein Auge flog umher und erblickte den Uebeltäter, einen zwölfjährigen Jungen, der in langen Säßen davonsprang, den rettenden Fleischbänken zu. Der Franzose hinterher: „Infame crapaud!“¹⁾ Schon streckte er die Hand aus, den Bengel zu fassen. Der duckte sich, glitt auf dem glatten Boden aus, kugelte dem Verfolger zwischen die Beine und brachte ihn zu Fall. Der Franzose stürzte auf eine vermorschte Falltür, diese gab der Gewalt des Sturzes nach und im Augenblick war der Feind vom Erdboden verschwunden. Und der kleine Missetäter, der noch schnell ein ihm entfallenes Paketchen erraffte, rannte, was haste, was kannste, der Friedrichstraße zu und war gerettet.

Zu Hause blieb übrigens das Strafgericht nicht aus; denn der kleine Mann war ausgeschiedt worden, beim „Onkel Seifensieder“ ein Paket Lichte zu holen, aber sich möglichst zu beeilen. Die Familie mußte bis zu seiner Rückkehr im Dunkeln sitzen. Er wurde also ob der langen Verspätung zunächst mit einer Maulschelle empfangen, und als sich beim Aufpacken zeigte, daß sämtliche Lichte zerbrochen waren, gab es noch etwas auf einen anderen Körperteil.

Der kleine Junge wurde später der Schwager meines Großvaters, und von dem habe ich die Geschichte gehört. Der Schneeballschuß hatte übrigens sein eigentliches Ziel verfehlt, er hatte dem Franzosen gar nicht gegolten, sondern war einem Schulkameraden zugebracht gewesen. —

Die Fleischbänke waren allgemach so baufällig geworden, daß an ihre Beseitigung gedacht werden mußte. Sie wurden abgebrochen, und die Fleischerinnung verkaufte das Grundstück an den Gastwirt Julius Brzirembel, der das Nachbargrundstück Nr. 64 bereits besaß. Dieser erbaute im Jahre 1844 das Hotel „Zum Goldenen Adler“ und ließ, um einen Saal im Oberstock zu gewinnen und eine Verbindung seiner beiden Häuser herzustellen, die Fleischergasse überdachen, wodurch der „Schwibbogen“ entstand. Die auf der Straße befindlichen Kellereingänge wurden verschüttet, die Falltüren verschwanden, der Bürgersteig erhielt eine solide Pflasterung und war nun auch nächtlicherweile gefahrlos zu benutzen.²⁾

Wo fast fünfhundert Jahre lang das blinkende Hackbeil regiert und das Blut zerteilter Schlachtthiere den Boden beneht hatte, erscholl fortan der heitere Klang freisender Becher und funkelte das Blut duftenden Nebensaftes. —

¹⁾ Schändliche Kröte!

²⁾ Die Legung von Trottoirplatten auf dem Ringe erfolgte erst im Jahre 1869.

d) „Das Handtuch“.

Die mittelalterlichen Märkte Pitschens waren immer sehr stark besucht, besonders von Polen her, und hatten deshalb für unser Städtchen eine weit höhere Bedeutung als die heutigen Jahrmärkte. Das Geschäft drehte sich damals hauptsächlich um die Erzeugnisse des Ackerbaues, der Viehzucht und der Imkerei. Der Kleinhandel für die Bedürfnisse des menschlichen Lebens aber war auf die Schuh-, Brot- und Fleischbänke und auf die Krambauden beschränkt.

Diese Krambauden waren, wie ihr Name besagt, ursprünglich keine Wohnhäuser, sondern aus Holz errichtete, schindel- oder strohgedeckte Verkaufsläden, in denen allerlei Kleinram zu haben war. Sie lagen in der Mitte des Marktplazes, um das Rathaus und die Bogtei geschart, unter deren obrigkeitlichem Schutze sie, zusammengedrängt und wohlbehütet wie die Küchlein unter den Flügeln der Glucke, schlecht und recht ihr Dasein fristeten. Die Krambauden besaßen die alleinige Konzession, die Krambaudengerechtigkeit, für allerlei Kleinwaren, sie durften handeln mit allem, was mit „Elle Quart und Waage“ gemessen werden konnte. Es gab da: Barchend, Seide und Schleierstoffe, Speiseöl und Brennöl, Wein und Brantwein, Seife, Wachs, Lichte, Seringe, Pfeffer, Zucker, Muskat, Lorbeer, Feigen, Rosinen und Nüsse. Sonst war aller Handel in der Stadt verboten, er war das Privilegium der Baudenbesitzer, der Bändner oder Krämer. Andere Kaufläden gab es in Pitschen nicht.

Wieviel solcher Krambauden in den ältesten Zeiten Pitschens die Mitte des Marktplazes geschmückt haben, entzieht sich unserer Kenntnis, es mögen vielleicht zehn oder zwölf gewesen sein, unter denen sich sicher auch die Brot- und Semmelbänke befanden.

Später, als sich die Stadt vergrößerte, ihre Vermögenslage und die gesamte Lebenshaltung der Bürger sich hob und damit die Ansprüche des täglichen Bedarfs stiegen, wuchsen und dehnten sich auch die Krambauden, bekamen ein Stockwerk, dienten den Inhabern zugleich als Wohnung und wurden regelrechte Kaufhäuser. Es entstanden die sieben Gebäude, welche noch heute, an das Rathaus und den Rathhausturm angebaut, die Mitte des Ringes einnehmen. Diese Häuser litten und leiden an dem Uebelstande, daß sie ohne Hofraum sind. Sie waren deshalb in früheren Zeiten von der Cinquartierungslast befreit, was bei den häufigen Kriegen unruhen und Truppendurchzügen sowie auch während der Garnisonzeit Pitschens einen nicht zu unterschätzenden Vorteil bedeutete. Allerdings mußten die Bändner für diese Vergünstigung einen jährlichen Zins von einigen Talern entrichten, der bei der Ablösung natürlich gefallen ist.

Die fehlenden Hofräume machten sich den Baudnern nicht nur als unangenehmer Mangel fühlbar, sie hatten auch eine sehr gefährliche Nebenerscheinung zur Folge insofern, als sich wegen der Beschränkung des Raumes in diesen engen und dunklen Häusern auf Böden und in Kammern große Mengen von unbrauchbaren Säcken, Kisten, Packmaterial und sonstigem Gerümpel ansammelten, die einen immerdrohenden Brandherd bildeten und nur auf einen Funken lauerten, um als Flammensäule emporzuschließen. In der That haben auch mehrere der großen Brände, die Pitschen betroffen haben, so die Feuersbrunst von 1719, ihren Ursprung in den Krambauden gehabt. Die leichtgebauten Holzbuden sind, soweit uns aus der Geschichte der Stadt bekannt ist, mindestens neunmal ein Raub der Flammen geworden. Man kann sagen, daß sie alle fünfzig Jahre einmal abgebrannt sind.¹⁾

„Aber wo bleibt denn die Geschichte vom Handtuch? Was haben denn die Krambauden überhaupt mit einem Handtuch zu tun?“ —

Geduld, bitte! Praemissis praemittendis kann ich jetzt beginnen! Also: In der Mitte des 18. Jahrhunderts, am Anfang des Siebenjährigen Krieges, gehörten die Ringbauden Nr. 6 und 7 dem Auditor Karl Leopold Seydler und seiner verwitweten Schwester. In dem letzten furchtbaren Brande, der über Pitschen im Jahre 1757 hereinbrach, verloren auch die beiden Geschwister ihre Häuser. Aus diesem Brande ging die Stadt Pitschen in einem völlig neuen Gewande hervor, denn an Stelle der abgebrannten Holzhäuser mit ihren Schindeldächern erstanden auf Betreiben der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau schmutze Ziegelhäuser und Ziegeldächer. Der große König führte ja sein ganzes Leben hindurch einen erbitterten Kampf gegen Fachwerkhäuser, Schindeldächer und hölzerne Schornsteine. Darum ging auch der Aufbau der Stadt verhältnismäßig rasch vonstatten. In sieben Ziegelöfen und zwölf Feldöfen wurden Tag und Nacht Ziegeln gebrannt, und der Kriegsrat Eversmann war wie der Teufel hinterher. In zehn Jahren war die Stadt wieder aufgebaut. Mehr als 200 Häuser waren entstanden, und auch die Krambauden bekamen ein anderes Gesicht. Nicht mehr so dürftig und unansehnlich, sonnten sie sich im Glanze der roten Dächer und führten nun ihren alten Namen eigentlich gar nicht mehr zu Recht. Der Auditor Seydler hatte den Wiederaufbau seines Hauses (Nr. 7) mit größter Beschleunigung betrieben, aber dabei weit mehr Raum in Anspruch genommen, als ihm eigentlich zukam. Für seine Schwester blieb nur ein kleiner Bauplatz übrig. Sie war deshalb gezwungen, als sie später

¹⁾ 1407, 1430, 1563, 1588, 1617, 1654, 1655, 1719, 1757.

baute, mit ihrem Hause in die Höhe zu gehen und ein zweites Stockwerk aufzusetzen. Das Ringhaus Nr. 6 war viele Jahre lang das einzige zweistöckige Gebäude in der Stadt, und da es zwar hoch, aber im Verhältnis zu seiner Höhe zu schmal geraten war, verglich es der Volksmund nicht ganz unzutreffend mit einem aufgehängten Handtuch.¹⁾

¹⁾ Nach Mitteilungen der Großtante des Verfassers, der langjährigen Besitzerin des Ringhauses Nr. 5.



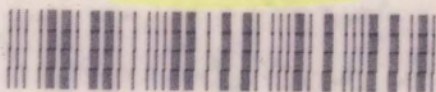
Inhalt

1. Heimatstraum	Seite 5
2. Aus vorgeschichtlicher Zeit	„ 8
3. Die ersten Germanen in unserer Heimat	„ 12
4. Aus der slavischen Zeit	„ 16
5. Das Christentum in Oberschlesien	„ 19
6. Die Presbiter	„ 21
7. Die Pfaffen in ihren Beziehungen zu Pittschen	„ 26
8. Wie Pittschen ein deutscher Markttort wurde	„ 35
9. Die Entwicklung Pittschens unter Heinrich I.	„ 45
10. Nach dem Mongolensturm	„ 51
11. Bau der Pfarrkirche	„ 55
12. Hinter Mauern und Türmen	„ 65
13. Die Familie Pittschen	„ 71
14. Handel und Wirtschaft in Pittschen	„ 75
15. Bürgerliches Leben im Hause und auf der Straße	„ 82
16. Ein Markttag	„ 86
17. Hans von Sagan	„ 90
18. Die Hussiten in Pittschen	„ 94
19. Schlimme Nachbarschaft	„ 100
20. Unglücksfälle und Heimsuchungen	„ 108
21. Die Reformation in Pittschen	„ 113
22. Die Schlacht bei Pittschen	„ 122
23. Christophorus Süßenbach	„ 129
24. Leiden der Stadt im dreißigjährigen Kriege	„ 134
25. Was alte Häuser erzählen	„ 139
a) Die Baderei	„ 139
b) Das Stadthaus	„ 143
c) Der „Goldene Adler“	„ 144
d) Das „Handtuch“	„ 149



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 7359



013-007359-00-0